rm.
2
3

Femme

P.o. germ.

1442 ubi -3

Die Generalin.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Dritter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1877.

1467

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Temme, Die Generalin.

Neue Romane aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Leben, Ein edles. Von d. Verf. v. „John Halifax". Autoris. Ausgabe. Zweite Auflage. 1 Bd. Preis 4 Mark.

A. Mels, Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. 2 Abthlgn. 9 Bände. Preis 24 Mark.

Louise Mühlbach, Frauenherzen. Zwei Novellen. 2 Bde. Preis 9 Mark.

Louise Mühlbach, Protestantische Jesuiten. Historischer Roman. Erste u. zweite Abth. 6 Bände. Preis 15 Mark.

Oliphant, Innocenzia. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. 10 Mark.

Ouida, Pascarèl. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis 12 Mark.

James Payn, Gewonnen — nicht umworben. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis 8 Mark.

James Payn, Cecil's Stelldichein. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis 6 Mark.

Wilhelm Raabe, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2 Bde. Preis 8 Mark.

Wilhelm Raabe, Meister Autor. 1 Bd. Preis 4 M. 50.

Charles Reade, Der Kampf um's Dasein. 4 Bde. Preis 13 Mark 50 Pfg.

Hermann Riotte, Der moderne Diogenes. 2 Bde. Pr. 6 M.

Victor Rydberg, Der letzte Athenienser. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis 12 Mark.

Johannes Scherr, Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Dritte Aufl. 4 Thle. in 2 Bden. Preis Mark 9.

Johannes Scherr, Werther Graubart. (Ergänz. des Michel.) Preis 1 Mark.

Johannes Scherr, Novellenbuch. Bd. 1 bis 8. Preis pro Band von ca. 25 Bogen Mark $4^1/_2$.

Inhalt:

Band 1 u. 2: Schiller. Kulturhistor. Novelle
„ 3 : Rosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.
„ 4 : Die Tochter der Luft.
„ 5 : Nemesis.
„ 6 : Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Raphael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen.
„ 7 u. 8: Die Pilger der Wildniß. Kulturhist. Novelle.

Die Generalin.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Genesung und Krankheit.

„Mein Mann will heute aufstehen, Herr Sanitätsrath!“

„Hat Seine Excellenz eine gute Nacht gehabt, gnädige Frau?“

„Eine ganz vortreffliche.“

„Auch kein Zucken mehr im Fuß?“

„Nicht ein einziges Mal.“

„So lassen Sie ihn aufstehen.“

„Aber, lieber Herr Sanitätsrath, noch vor drei Tagen diese furchtbaren, unerträglichen Schmerzen!“

„Gnädige Frau, das Podagra ist die gesundeste Krankheit. Es stößt alle anderen Krankheitsstoffe aus dem Körper heraus und um so gründlicher, je größer seine Schmerzen waren. Der Herr General wird jetzt,

wenn keine unvorherzusehende Zwischenfälle eintreten, für lange Zeit von einem neuen Anfalle verschont bleiben, und bis dahin der gesundeste Mann von der Welt sein. Aber sprechen wir den Herrn General selbst."

Der Arzt ging zu dem General selbst, untersuchte ihn, war vollkommen zufrieden und sagte:

„Excellenz können aufstehen."

„Ich bin wieder gesund, Doctor?"

„Gesunder, als wohl seit manchen Jahren."

„Und meine arme Frau braucht nicht mehr meine Krankenwärterin zu machen?"

„Sie können mit ihr tanzen, General!"

Der erste Gedanke des braven Generals war seine Frau gewesen.

Er stand auf. Er nahm jubelnd seine Frau in die Arme.

„Ja, Emma, Du sollst wieder tanzen. Du sollst jetzt Dein Leben genießen. Wir machen ein Haus. Wir besuchen die Reunions; wir machen Landpartieen; wir geben Gesellschaften. Du warst lange genug in der Krankenstube. Du sollst in die Welt, die Welt soll zu uns kommen. Treffen wir gleich Anstalten. Schade, daß ich keinen Adjutanten hier habe, der Alles besorgen könnte. Der Ewald hat nicht das Zeug dazu; er ist zu ernst, zu — ah, ich möchte ihm nicht den Antrag

dazu machen; er ist so stolz, so — nein, Stolz ist es eigentlich nicht; er hat eine so besondere Höhe den gewöhnlichen Menschen gegenüber. Ich werde selbst arrangiren; ich verstehe es ja noch wohl aus meinen jungen Jahren, da ich Adjutant war, es gehörte zum Dienst. Man besprach sich mit der schönen Generalin — nein, nein — eine schöne Generalin sah man damals nicht; die Oberstinnen gingen allenfalls noch an. So besprechen wir uns, meine schöne Generalin, über unsere erste Einladung."

Er war so glücklich, der alte brave General.

Emma war es mit ihm.

„Ich mache gleich meine Vorbereitungen", sagte er.

Er ging.

Sophie Ehrhard kam mit ihrem Kinde.

„Du bist so glücklich, Emma!"

„Ja, ich bin es. Mein Fritz ist genesen. Der Arzt hat ihn für ganz gesund erklärt. Er ist aufgestanden. Er hat schon mit mir getanzt. — Aber Du siehst so unglücklich aus, Sophie! Könntest auch Du glücklich werden! Sprechen wir über Dich! Gehen wir in den Garten!"

Sie gingen in den Garten, in eine Laube.

„Sophiechen, suche Dir Blumen!" sagte die Generalin zu dem Kinde.

Das Kind ging, sich Blumen zu suchen.

„Oeffne mir Dein Herz, Du arme Sophie!“

„Ich ertrage dieses Leben nicht mehr!“

„Hast Du Nachrichten?“

„Keine. Was könnte aber auch zu mir kommen, als Unglück, Haß, Zwietracht —“

„Du bist unglücklich, Sophie. Aber laß das Unglück Dich nicht ungerecht machen!“

„Urtheile selbst, ob ich ungerecht bin“, sagte die arme Frau.

Und sie wiederholte der Freundin, was diese schon wußte, was ihr theils selbst bekannt war, was sie theils durch Ewald erfahren hatte.

Ewald war, nachdem er jene Stunde lang allein mit Esther Rosenstein gesprochen hatte, zur Residenz gereist.

Er hatte hier den Regierungsrath Ehrhard aufgesucht.

„Ehrhard, als ich Dich vor einigen Wochen verließ, übergab ich Dir ein Papier zum Aufbewahren.“

„Ja, es war die Bescheinigung des Gerichtes über die Niederlegung Deines Testaments.“

„Ich bitte Dich, sie mir zurückzugeben.“

„Es bedarf jenes Testaments nicht mehr?“

„Es ist überflüssig geworden.“

Ehrhard gab den gerichtlichen Schein an Ewald zurück.

Ewald kam schon am Nachmittage mit einem anderen Papier wieder zu ihm.

„Darf ich Dich bitten, mir dieses statt des vorigen aufzuheben?“

„Du hast ein neues Testament gemacht?“

„So ist es. Frage mich nicht über den Inhalt. Aber wenn Du meinen Tod erfährst, so sorge als treuer Freund für die Vollziehung meines letzten Willens.“

Die Freunde reichten sich schweigend die Hände.

Von Ewald war ein schwerer Druck gewichen.

Sein Auge war damit klarer für den Zustand Ehrhards geworden.

Er sah ihn verfallen, unglücklicher, als je.

„Armer Freund, gibt es denn für Dich gar keine Rettung?“

„Nein!“

„Wie ist es mit Sophie? Ich wagte nicht, nach ihr zu fragen.“

„Frage mich nicht nach ihr. Wir sind getrennt für immer.“

Ewald durfte ihn nicht weiter nach ihr fragen.

Aber er reiste zu Sophie.

Sie war unglücklicher, als ihr Mann.

Gatten waren sie ja noch.

„Sophie, was ist es?“

„Wir sind getrennt für immer.“

Sie konnte, sie mußte er fragen.

„Aber was ist es, Sophie?“

„Lesen Sie!“

Sie holte ihm die Schrift, durch welche Ehrhard ihre Klage gegen ihn auf Ehescheidung beantwortet hatte.

Ewald las sie.

Er entsetzte sich.

Der Beklagte, hieß es in der Schrift, habe nichts gegen die Ehescheidung einzuwenden; die unüberwindliche, dem ehelichen Zusammenleben entgegenstehende, die Heiligkeit der Ehe vernichtende gegenseitige Abneigung sei einmal da; nach Vernunft wie nach Gesetz müsse also die unglückliche Ehe getrennt werden. Aber es komme darauf an, wer der schuldige Theil sei, durch wessen Schuld die unüberwindliche Abneigung bis zu jenem Grade der Unmöglichkeit einer Fortdauer des Ehebündnisses herbeigeführt sei, und hier liege die Schuld nicht auf Seite des Beklagten, sondern einzig und allein auf der der Klägerin. Die Klägerin sei von Anfang der Ehe an, bis zu dem Augenblicke, da sie eigenmächtig das Haus des Beklagten verlassen, die

Unordnung, die Unsauberkeit selbst, und dabei von einer solchen unverträglichen, herrschsüchtigen und wahrhaft bösartigen Gemüthsbeschaffenheit gewesen, daß selbst die himmlische Geduld und Langmüthigkeit des Beklagten nur stets in neuen Zorn, in erneuerte Wuth sie habe versetzen können. Die zähe Bösartigkeit ihres Charakters habe sie zuletzt noch dadurch bewiesen, daß sie nach Anstellung der Klage auf die hinterlistigste Weise förmlich in die Wohnung des Beklagten gedrungen sei und das einzige aus ihrer Ehe hervorgegangene Kind ihm geraubt habe. Daß dies nicht etwa aus mütterlicher Zärtlichkeit, sondern einzig und allein aus Zorn und Haß gegen ihren Mann geschehen, beweise der Umstand, daß sie volle fünf Jahre lang, gerade in der Zeit, wo das Kind am meisten der mütterlichen Liebe und Pflege bedürftig gewesen, um dasselbe sich nicht gekümmert, sich vollständig so benommen habe, als sei das Kind gar nicht in der Welt. Danach werde zwar von Seite des Beklagten gegen den Antrag der Klägerin auf gerichtliche Ehescheidung nichts eingewendet, jedoch der Gegenantrag gestellt, daß die Klägerin für den allein schuldigen Theil erklärt und in die gesetzlichen Ehescheidungsstrafen, so wie in sämmtliche Kosten des Prozesses verurtheilt werde.

Das hatte Ewald gelesen.

„Ist es möglich!“ rief er.

„Müssen auch Sie das fragen?“ schluchzte die unglückliche Frau.

Aber es kommt nicht von Ehrhard, wurde es Ewald dann klar. „Davon weiß Ehrhard nichts. Das ist eine Nichtswürdigkeit des Advokaten.“

„Ehrhards Advokat ist der Justizrath Bode, der ehrenhafteste Advokat des Landes.“

„Helm!“ mußte Ewald ausrufen. „Helm arbeitet im Bureau Bodes!“

„Aber Bode hat die Schrift unterzeichnet, und wie er nichts unterschreiben wird, was er nicht vorher durchgelesen hat, so hat er auch nichts aufgenommen ohne die Bewilligung, gegen den ausdrücklichen Willen Ehrhards.

„Fragen wir Bode selbst“, sagte Ewald.

Dann mußte er sagen:

„Und was haben Sie auf diese Klagebeantwortung erwidert, Sophie?“

„Was meine Ehre von mir forderte!“

„Was Sie also auf immer schied?“

„Ja!“

„Für immer unglücklich machte?“

„Ja.“

„Sie und Ehrhard!“

„Nur mich!“

„Nein, Sophie auch ihn. Ihn wie Sie. Fahren wir zur Residenz.“

Er theilte ihr mit, wie er in der Residenz die Comteß Marie Breitenberg gefunden, wie er sie zu der Generalin bringen müsse, wie er dazu ihrer, Sophiens Begleitung bedürfe. Er bat sie um diese. Sie willigte ein.

„Aber unter einer Bedingung!“ sagte sie. „Ehrhard darf nicht erfahren, daß ich da bin.“

„Er soll es nicht erfahren, Sophie.“

Es war ihr nicht genug.

„Sie müssen mir noch mehr versprechen, Ewald. Es ist um meiner Ruhe, um meiner Ehre willen. Sie dürfen Ehrhard gar nicht sprechen, nicht zu ihm gehen.“

„Aber warum das, Sophie!“

„Ich sagte es Ihnen, Sie könnten ein Wort fallen lassen, unwillkürlich, das er als eine Botschaft von mir auffassen möchte. Wir dürfen nie wieder mit einander etwas zu schaffen haben. Nie!“

„Sophie“, sagte Ewald, „hassen Sie Ehrhard!“

Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Hassen! Ich ihn! O, mein Gott! — Aber wir dürfen nicht wieder zusammen. Wir dürfen nicht.“

Ewald schwieg; sie war zu aufgeregt.

„Aber schreiben darf ich ihm?“ sagte er.

„Auch das nicht, so lange wir in der Residenz sind.“

Er mußte ihr auch das versprechen.

Sie fuhren zur Residenz.

Ewald mußte ihr pünktlich sein Wort halten.

Aber er ging zu dem Advokaten Ehrhards, dem Justizrath Bode.

„Erinnern Sie sich des Inhalts der Klagebeantwortungsschrift in der Ehrhardschen Ehescheidungssache?“

„Nicht mehr genau, Herr Baron. Bei der Menge von Prozessen —“

„Sie haben Ihre Acten bei der Hand?“

Der Justizrath holte seine Manuralacten hervor. Er kannte Ewald Kuhn, und wußte, daß dieser Ehrhards Freund sei.

„Hier, Herr Baron.“

Ewald suchte in den Acten die Klagebeantwortung auf; sie war wörtlich übereinstimmend mit der Abschrift, die Sophie ihm mitgetheilt hatte. Er legte sie dem Justizrath vor.

„Lesen Sie, wenn ich bitten darf.“

Der Justizrath las die Schrift. Er erblaßte.

„Der nichtswürdige Bursch! Die verdammten Austern!“

Es war, wie Ewald es vermuthet, wie Helm selbst es im voraus verrathen hatte.

Die Schrift war von dem Hilfsarbeiter im Bureau des Justizraths, dem Referendarius Helm abgefaßt. Dem Justizrath hatten Austern und Champagner nicht die Zeit gelassen, sie aufmerksam oder nur überhaupt durchzulesen.

„Ich hatte die Sache dem Menschen ganz besonders empfohlen", sagte er.

„Und er hat Ihrer Empfehlung ganz besonders entsprochen!"

Ewald sagte das nicht. Solche Bemerkungen waren nicht die Art und Weise des von dem tiefsten und edelsten sittlichen Ernst durchdrungenen Mannes.

Helm, wenn der Justizrath ihn zur Rede gestellt hätte, würde sie entgegengehalten haben.

Ewald ging zu dem Advokaten Sophiens.

„Hätten Sie die Güte mir die Antwort der Frau Ehrhard auf die Klagebeantwortung ihres Mannes mitzutheilen?"

Auch dieser Advokat legte dem Freunde Ehrhards seine Handacten vor.

Sophie hatte an ihn geschrieben:

„Hätte ich zu bestimmen, auf die Schrift, die Sie mir mitgetheilt haben, würde kein Wort erwidert. Da

Sie mir aber sagen, daß gesetzlich eine Gegenschrift erforderlich ist, so muß ich deren Abfassung Ihrem juristischen Ermessen überlassen. Ich meinerseits habe nur zu erklären, daß eine Frau von Ehre, die in solcher Weise von ihrem Manne behandelt ist, sich jeden weiteren Verkehrs mit ihm enthalten muß. Erklären Sie in meinem Namen, daß ich nichts dagegen einzuwenden habe, als der schuldige Theil verurtheilt zu werden! Es ist mein letztes Wort in dieser unglücklichen Sache."

Wörtlich danach hatte der Advokat seine Gegenschrift abgefaßt.

Diese mußte Ehrhard mitgetheilt sein.

Und was hatte er darauf gethan?

Bis jetzt war eine Erwiderung von ihm noch nicht eingegangen.

Ewald durfte ihn selbst nicht fragen, ihm nicht schreiben.

Er mußte das Weitere bis zu der Ankunft im Bade verschieben.

Hier sprach er mit der Generalin darüber.

„Möchtest Du Dich vorher mit Sophien besprechen? Die Frau ist gegen die Frau in solchen Angelegenheiten immer offener, als gegen den vertrautesten Freund."

Emma war bereit.

„Aber nicht sogleich“, sagte sie. „Sophie muß zuerst in unserem Kreise des Friedens und des Glückes sich gesammelt, ihr krankes Herz gestärkt haben.“

Heute sprach sie mit Sophien.

Die unglückliche Frau mußte ihr erzählen; Emma theilte Sophien mit, was sie von Ewald wußte.

„Und nun, Sophie! Du hörst, das ganze Unheil ist von dem häßlichen langen Referendarius Helm angestiftet.“

Aber Sophie rief:

„Ist Helm nicht der Freund Ehrhards?“

Die Generalin erstarrte fast.

„Unglückliche, was sprichst Du damit aus?“

„Daß Helm auf Anweisung Ehrhards gehandelt hat.“

„Arme Sophie, Du bist sehr krank!“

Sophie war es wohl.

„Würde Helm es gewagt haben, eigenmächtig so zu handeln?“ sagte sie.

„Dieser Helm wagt Alles“, sagte Emma.

Aber Sophie blieb bei ihrem krankhaften Eigensinn.

„Was willst Du thun, Sophie?“ fragte die Generalin sie.

„Nichts!“ war ihre kurze, aber feste Antwort.

„Was dürfen wir für Dich thun!“

„Nichts, gar nichts.“

„Sprechen wir mit Ewald!“

„Ich kann auch das nicht, Emma. Jedes Wort in dieser Angelegenheit macht mich erbitterter. Es ist Krankheit. Ja, Du hast Recht. Aber ich kann nicht Herr über sie werden. Macht mich nicht noch elender, als ich schon bin.“

„Ich rede allein mit Ewald.“

Ewald kam.

Er kam wie jeden Morgen; er war der Freund, der Genosse des Hauses.

Sophie ging zu ihrem Kinde.

„Ich habe mit Sophie gesprochen“, sagte die Generalin.

„Und, Emma?“

„Ich fürchte, es ist den beiden armen Menschen nicht zu helfen. Du selbst schilderst Ehrhard als einen etwas zähen Pedanten, dessen ganze Zähigkeit sich auf den Gedanken geworfen hat, seine Frau könne nie wieder glücklich mit ihm werden, dieser Prozeß habe jedes bessere Verhältniß zwischen ihm und ihr zur vollen Unmöglichkeit gemacht. Sophie ist durch den Prozeß in eine Aufregung und Verbitterung ihres Wesens gerathen, die immer mehr unheilbar zu werden droht.“

„Erzähle mir, was Ihr spracht", sagte Ewald.

Emma erzählte ihm.

„Ich bin nicht Deiner Meinung", sagte er dann. „Die Herzen der Beiden sind einander noch nicht entfremdet. Sie sehnen im Gegentheil sich noch immer nach einander. Und so lange die beiden Herzen der Gatten sich gegenseitig suchen, ist eine Scheidung unmöglich. Geschieden können Ehegatten erst dann werden, wenn schon bei ihrem bloßen Anblick ein kaltes Entsetzen durch ihre Herzen rieselt."

„Ewald", rief die Generalin, und ein Schauder durchrieselte ihr eignes warmes Herz — „Ewald, ist es denn möglich?"

„Es muß doch wohl sein", sagte Ewald Kuhn.

„Nein, nein!" rief die Frau. „Es kann nicht sein, ich fühle in meinem Herzen die Unmöglichkeit. Kann Dein Herz Dir etwas Anderes sagen?"

„Ich hatte mein Herz nicht gefragt, als ich die Worte sprach, Emma!"

„So frage es."

Sie sprach es fast befehlend. In ihrer Brust schien ein Aufruhr zu toben.

Und der junge Mann mußte sie nicht darauf ansehen und sich nicht fragen, woher diese Aufregung, und wie sie so plötzlich und so gewaltsam über die

klare Frau habe kommen können. Er sah nur in sein Herz, er fragte es nur nach dem, was die schöne Frau aus ihm wissen wollte, ihr Herz aus dem seinigen. Und dann sprach er, warm, aber mit einer Ruhe, die sonderbar gegen die Heftigkeit Emmas abstach, und auch mit einer um so festeren, klareren Entschiedenheit.

„Emma, von einer Frau, die ich einmal geliebt hätte, könnte nichts in der Welt mich wieder trennen und scheiden."

„Das gab Dir Gott in Dein Herz!" rief die Frau.

Und sie drückte und preßte seine beiden Hände in den ihrigen, die ihr eiskalt geworden waren.

Und Ewald mußte sie doch jetzt ansehen.

Ihr Gesicht war schneeweiß.

Er erschrak.

„Emma, was ist Dir?"

„Nichts, nichts!"

Aber sie mußte, als wenn sie der Erholung bedürfe, sich in den Stuhl zurücklehnen, auf dem sie saß. Sie lag still da. Nach einer Weile hatte sie doch wieder eine Frage. Sie sprach sie ruhig aus:

„Ewald, ich habe über Deine Worte nachgedacht. Wenn es nun doch möglich wäre, daß das Herz eines Ehegatten bei dem Anblicke des anderen von jenem kalten Entsetzen durchschauert würde, und es wäre nur

das Herz des Einen von ihnen, während das des Andern noch in heißer Liebe sich aufzehrte!"

„Sprechen wir nicht von so Ungeheuerlichem", sagte Ewald.

„Hältst Du es für unmöglich, Ewald?"

„Es wäre unnatürlich!"

„Aber, Ewald", sagte Emma wieder, wie unter innerlichem Erbeben, „wolltest Du nicht Esther Rosenstein heirathen?"

Ewald zuckte zusammen. Er antwortete ihr nicht; aber seine Augen hefteten sich so sonderbar auf sie, so groß, so starr, so ausdruckslos und sprachlos zuerst, und dann wie mit einem schmerzlichen Vorwurfe, und der Vorwurf schien in das Herz Emmas einen doppelten Stachel zu drücken. Sie war bleich geworden, wie weißer Marmor; es schüttelte sie, als wenn ein tödtender Frost ihren ganzen Körper durchbebe. Sie wollte aufspringen; sie vermochte es nicht.

„Emma, Emma!" rief er.

Sie hatte sich wieder erholt.

„Ich that Dir Unrecht, Ewald! Aber auch Du thatest mir weh!"

„Vergessen wir es Beide", sagte er.

Sie hatten Eins des Anderen Gedanken errathen und sie wußten es, ohne daß sie es einander sagten.

Enthielt Emmas Frage nicht den Vorwurf, er habe mit Esther Rosenstein eins jener unnatürlichen Verhältnisse anknüpfen wollen, von denen sie sprachen?

Und gab darauf nicht sein Blick ihr den Vorwurf zurück, was denn ihre Ehe mit dem greisen, gebrechlichen General sei?

„Vergessen wir es Beide!“

Konnten sie es vergessen?

Emma erhob sich.

„Was hast Du wegen Sophie beschlossen?“ fragte sie.

„Sprechen wir morgen darüber, Emma!“

„Morgen!“ wiederholte sie mechanisch.

Ihre Gedanken waren anderswo.

Sie trennten sich.

Sophie trat in die Laube.

„Was hatte Ewald? Er ging wie verstört durch den Garten.“

„Es war nichts, Sophie.“

„Nichts? Auch Du bist so bleich und Deine Hände sind wie Eis.“

„Es war ein Mißverständniß, Sophie!“

Sophie schwieg, aber um den Gedanken nachzugehen, die auf sie einstürmten, sie zuerst verwirrten, dann einen klaren Entschluß in ihr zur Reife brachten.

Sie sah sich nach ihrem Kinde um. Sie erblickte es nicht mehr im Garten.

„Wo mag Sophiechen sein."

Sie ging, es zu suchen.

Emma blieb in der Laube zurück.

„Sie muß allein sein", sagte sich Sophie.

Sophie traf vor dem Hause Ewald im Gespräche mit dem General.

Der alte Soldat war so glücklich über seine Genesung nach langen, schmerzlichen Leiden.

Er mußte sein Glück, seine Pläne auch Ewald mittheilen.

„Ja, Ewald, mein prächtiger junger Freund, Du mußt doch noch mein Adjutant werden. Nicht für den Krieg, Du armer, braver, tapferer Mensch. — Es möchte denn gegen die Franzosen gehen — Du schüttelst auch da den Kopf! Ah, ah, ich hatte den meinigen verloren, in der Freude. Wer kann auch immer an Euere Völkerverbrüderungen denken, obwohl Du im Grunde Recht haben magst. Also nicht gegen die Franzosen! Aber gegen den Bonaparte dann, der sich sollte gelüsten lassen, seine Hände in deutsche Angelegenheiten zu mischen. Du machst auch dazu ein sauersüßes Gesicht? Der Kukuk werde klug aus Euch jungen Leuten!

Nicht einmal gegen den Napoleon! Gegen wen sollen wir dann noch Krieg führen?"

„Gegen Niemanden, General! Die Völker haben keinen Haß gegen einander —"

„Wieder die Völker! Aber lassen wir das, kommen wir auf unsere Feste zurück. Da sollst Du doch noch mein Adjutant werden, oder vielmehr Emmas. Ihr Beiden —"

Sophie kam.

„Haben Sie mein Kind nicht gesehen, Ewald?"

Ewald hatte es nicht gesehen.

Aber der General sagte:

„Sophiechen verließ vor einer Weile den Garten. Sie ging dort rechts um die Hecke."

„Mein Gott, dort ist die Landstraße. Ewald, helfen Sie mir suchen? Sie werden mir nicht böse, General, daß ich Ihnen Ewald raube."

„Nein, nein, Frauchen, obwohl Ihre Angst unnöthig ist."

Sophie und Ewald gingen, das Kind zu suchen, oder auch nicht zu suchen.

„Ewald, ich muß fort von hier."

„Sie, Sophie?"

„Ja, Ewald, und Sie müssen mich begleiten, ich kann allein nicht reisen."

„Wohin wollen Sie, Sophie?“

„Was haben Sie mit Emma gesprochen, Ewald?“

„Wie kommen Sie zu der Frage?“

„Ich meine, über mich und meinen Prozeß. Sie wollten mit ihr darüber reden.“

„Wir kamen zu keinem Resultate.“

„So werde ich selbst eins herbeiführen, und dazu bedarf ich Ihres Beistandes.“

Ewald sah sie fragend an.

„Dieser Prozeß“, fuhr sie fort, „zehrt meine Kräfte, mein Herz auf. Bieten wir Alles auf, ihn rasch, in der allernächsten Zeit zu beendigen. Wir können es nur durch persönliche Anwesenheit in der Residenz. Begleiten Sie mich dahin.“

Was sie sprach, kam aus ihrem Herzen; es war kein bloßer Vorwand für das, was sie allerdings dadurch einleiten wollte; es war ihr nur zugleich ein Mittel dazu.

„Aber, Sophie“, erwiderte ihr Ewald, „wir erreichen auf schriftlichem Wege dasselbe, und hier haben Sie Ruhe, Erholung und Freundinnen. In der Residenz hätten Sie nur Aufregung, Verdruß, und, wenn Sie auch mich hätten, das Herz einer Frau in solcher Lage kann sich nur an einem theilnehmenden Frauenherzen aufrichten.“

„Ich muß dennoch hin, Ewald.“

„Was hat Sie auf einmal auf den Gedanken gebracht, Sophie? Noch gestern sprachen Sie mit Schrecken von einem Aufenthalte in der Residenz.“

„Ich habe mich besonnen.“

„Ueberlegen Sie noch einmal, Sophie, meine Worte, Alles. Sprechen wir dann in den nächsten Tagen weiter darüber.“

Ewald sprach so bestimmt. Sophie kannte seinen festen Willen in Dingen, für die er sich einmal eine Ueberzeugung gebildet hatte.

Sie mußte den Umweg, auf dem sie zu ihrem Ziele gelangen wollte, aufgeben; sie mußte den geraden, den geradesten Weg wählen.

„Ewald“, sagte sie, „Sie müssen von hier fort.“

„Ich?“

„Um Emmas willen, und auch um Ihretwillen. Ich sah Sie vorhin Beide.“

Ewald war blaß geworden. Er stand ein paar Augenblicke schweigend, dann sagte er:

„Wo treffe ich Sie in einer Stunde, Sophie?“

„In meinem Zimmer!“

Sie trennten sich.

Nach einer Stunde war Ewald bei Sophien.

„Sophie, ich begleite Sie zur Residenz.“

Er sprach es ernst, still und ruhig, wie er immer war.

„Wann reisen wir?“ fragte sie.

„Wann Sie wollen. Ich bin in der nächsten Stunde bereit.“

„So fahren wir nach Mittag.“

„Sie werden doch Abschied von Emma nehmen?“ fragte sie ihn.

„Von ihr und ihrem Manne.“

„Und welchen Grund der plötzlichen Reise geben wir ihnen an?“

„Ihren Prozeß. Er fordert Ihre Anwesenheit dort; ich habe Ihnen meinen Beistand zugesagt.“

„Gut. Und, Ewald, noch eine Bitte, nehmen wir gemeinschaftlich von Emma Abschied.“

„Sie haben Recht, Sophie.“

Er sagte es fast dankbar.

Sie trafen Ihre Anstalten zu der Reise.

Dann holte Ewald Sophien ab zu dem Abschiede von Emma.

Sie trafen nur den General in dem Zimmer.

Er ging vergnügt umher; er schien mit seinen neuen Plänen für ein neues Leben beschäftigt zu sein.

„Ist Emma zu Hause?“ fragte Ewald.

„Ah, was wollt Ihr von Emma? Ihr sehet so feierlich aus, Beide!“

„Wir wollen Abschied nehmen, General, von Ihnen und Emma.“

„Ihr wollt fort von hier?“

„Wir müssen eine Reise zur Residenz machen.“

„So auf einmal!“ rief der General verwundert.

Emma war eingetreten und hatte gleichfalls die Antwort Ewalds gehört.

Sie warf einen forschenden Blick auf Sophie.

Sophie mußte ihre Augen niederschlagen.

Die Generalin erbebte plötzlich.

Sie wollte ihren Blick auf Ewald richten. Es war ihr auf einmal unmöglich.

Er wagte nicht, sie anzusehen.

Sie mochten sich wohl Beide fragen, warum ihre Blicke sich nicht begegnen durften.

„Mein unglücklicher Prozeß ruft mich“, sagte Sophie. „Ich habe Ewald um seinen Beistand gebeten.“

Emma sagte nichts darauf.

Ewald hatte noch vor einer Stunde zu ihr gesagt, wegen des Prozesses wolle er morgen mit ihr reden. Sie erinnerte nicht daran.

„Ihr werdet doch nicht lange ausbleiben?“ sagte der General.

„Es ist unbestimmt“, sagte Sophie.

„Arme Emma!“ rief der General. „Er sollte Dein Adjutant sein. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Ihr Beiden zusammen — Ihr hättet Leben, Freude, Lust in das Haus gebracht.“

Ewald wurde roth; Emmas schönes Gesicht wurde mit Purpur übergossen.

„Wir werden jetzt nicht die halbe Freude haben!“ fuhr der gutmüthige General fort.

„Nehmen wir Abschied“, drängte Sophie. „Der Wagen wartet.“

Sie umarmte Emma.

Emma war wieder weiß, wie der Schnee.

„Halte Dich!“ flüsterten die küssenden Lippen Sophiens ihr zu.

Sie konnte sich halten.

Ewald reichte ihr die Hand.

„Lebe wohl, Emma!“

Sie legte ihre Hand in die seinige.

Sie wollte sie drücken, sie vermochte es nicht. Sie wollte sein Lebewohl erwidern; über ihre bleichen Lippen kam kein Laut.

Ewald drückte leise ihre Hand.

Es war ihr, als müsse sie laut aufschreien.

Aber ihre Augen mußte sie jetzt zu ihm erheben.

Und auch sein Blick mußte den ihrigen suchen.

Die Blicke trafen sich.

Sie flogen wie verstört auseinander.

„Wie tief“, mußte Sophie erschrocken sich sagen, „wie tief saß die Wunde Euch schon in den Herzen, und Ihr wußtet es nicht? Und jetzt wißt Ihr es? Und Ihr könnt noch geheilt werden?“

Sophie nahm Abschied von dem General.

Auch Ewald.

„Leben Sie wohl, braver General!“

„Lebe wohl Ewald. Ah, mein Junge, warum bist Du nicht mein Sohn?“

Er war gerührt, der brave Greis. Er allein. Oder nur er allein konnte, durfte es zeigen.

„Kommt recht bald zurück!“ rief er noch.

„Emma, warum ladest Du sie nicht ein?“ fragte er dann seine Frau.

Konnte Emma es?

Sophie eilte aus dem Zimmer.

Ewald mußte ihr folgen.

Es war Alles wie im Sturme geschehen, und doch waren Alle äußerlich so kalt dabei erschienen, Alle mit Ausnahme des Generals, dem allein das Herz ruhig geschlagen hatte.

Als der General mit Emma allein war, fiel ihm auf, was geschehen war.

„Das war ein sonderbarer Abschied, Emma. Hattet Ihr etwas mit einander gehabt, Emma?“

„Was sollten wir gehabt haben!“

„Ihr wart so stumm, so kalt, so gar nicht herzlich gegen einander.“

„Die arme Sophie!“ konnte Emma nur sagen.

„Ja, ja“, sagte der brave General. „Ihr Schicksal ist ein trauriges, und ich begreife, wie es auch Dich tief betrübt. Aber werde mir wieder munter, meine liebe, gute Emma. Auch mit Sophien wird es hoffentlich wieder besser werden, und ich werde Alles aufbieten, Dich aufzuheitern, Dir das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Tröste Dich, mein gutes Kind.“

Er küßte sie zärtlich.

Er kehrte zu seiner Beschäftigung zurück.

Er war beschäftigt mit seinen Plänen für ihr neues Leben, jetzt doppelt eifrig, da es zugleich die Aufrichtung für die geliebte Frau galt.

Emma begab sich in ihr Gemach.

Dort mußte sie laut weinen, und dann still, und sie wußte, was es war, und je mehr es ihr zum Bewußtsein kam, desto schwerer wurde ihr das Herz.

Zweites Kapitel.

Man hat das Geld dazu.

Der Referendarius Helm stieg auf dem Bahnhofe der Residenz aus einem Coupé der dritten Classe des Eisenbahnzuges. Er blickte sich scheu um, ob ein Bekannter da sei, der ihn sehe und erkenne.

Er hatte wohl Ursache, nicht erkannt werden zu wollen; er sah noch entstellt, zerfetzt und verschwollen aus von der Mißhandlung, die er in der Unkenschlucht des Bades durch die Hundepeitsche des Hofmeisters Hermann Grohmeier erlitten hatte.

Um unterwegs nicht mit einem Bekannten zusammenzutreffen, war er auch wohl in der dritten Wagenklasse gefahren.

In dem Bade war seines Bleibens nicht länger gewesen. Als er von seinem Schmerzenslager —

„Hm, hm", sprach er mit sich in seinen Schmerzen, „wenn dem alten General von Branden seine Kissen, Federmatratzen und Sophas nur halb soviele Pein sollen tragen und lindern helfen, wie diese verdammten harten Wirthshauskissen sie mir sauer machen, so — so beneide ich ihn um seine schöne Frau nicht, noch weniger aber seine schöne Frau um ihn!"

Als er von seinem Schmerzenslager sich erheben und seinen ersten Ausgang machen durfte, fragte er seinen Stiefelputzer:

„Wichsier, wie sieht es in der Unkenschlucht aus?"

„Rattenkahl, Herr Helm!"

„Das heißt, Wichsier?"

„Das heißt, Herr Helm, daß heute Morgen die ganze Gesellschaft dort Knall und Fall abgereist ist."

„Und wohin, Wichsier?"

„Nach der Residenz, wie gesagt wurde."

„Und warum Knall und Fall?"

„Das weiß man nicht."

„Mit oder ohne den Informator?"

„Mit ihm, Herr Helm."

Helm hatte noch ein paar weitere Fragen.

„Haben Sie nichts von dem Herrn von Kuhn gehört, Wichsier?"

„Der Herr von Kuhn sind verreist."

„Ah, wohin?“

„Auch zur Residenz, wie es heißt.“

„Allein?“

„Mit einer Dame, die bei der Frau Generalin von Branden war, und mit dem Kinde der Dame.“

„Ah, mit Sophien und Sophiechen! — Ist das Fräulein von Martell noch hier?“

„Die Tochter des großen Eisenbahnkönigs soll noch hier sein.“

„Allein?“

„Das weiß ich nicht.“

„Zur Residenz!“ sagte sich Helm.

Aber zunächst machte er noch einen anderen Gang.

„Wie mag es denn in der Invalidencolonie aussehen? In der aristokratischen! Das Kroppzeug der zerschossenen Gemeinen und Unteroffiziere — c'est pour le delage!“

Er ging zu der Wohnung des Generals von Branden. Sein Weg führte ihn an dem Landhause Rebekkas vorbei.

Er blickte über die Hecke des Gärtchens hin.

Das Haus lag still da. Er sah Niemanden.

„Wer noch wohl da sein mag?“ fragte sich Helm. „Bewohnt ist es noch. Fenster stehen offen; die Hausthür ist nur angelehnt. Sollte die edle Rebekka allein

da sein? Warum ist sie eigentlich noch hier? Was wollte sie überhaupt hier? Dem Heimbach entgehen? Sie mußte ihm ja hier erst recht in die Arme laufen, ohne mich, und er kommt am Ende wieder, wenn ich fort bin. Geschäfte in Edelmuth machen? Mit der schönen Generalin? Hm, es giebt vielerlei Narrheit in der Welt und Ein Narr macht zehn andere, und besonders der Edelmuth steckt an; aber Rebekka steht doch zu hoch, um darum in Erhabenheit zu wachen, weil Emma von Branden so hoch steht oder selbst Ewald Kuhn. Sie steht ihnen gleich, selbst und fest. Und wahrhaftig, sie sollte die Frau Ewalds werden! Und sie soll es! Um ihretwillen, um seinetwillen, um — um Emmas willen. Ja, auch um sie! Und ich gehe zu ihr, zu ihnen beiden. Zu wem nur zuerst?"

Er sann nach.

„Zu der Generalin!" sagte er dann.

Er ging weiter. Er kam an den Garten, in dem das Landhaus des Generals von Branden lag. Er ging langsam an der Hecke entlang.

Haus und Garten lagen still, wie Garten und Haus, von denen er gekommen war.

Aber es zeigte sich ihm Leben.

Der General und die Generalin traten aus dem Hause.

Die Generalin war im Hauskleide. Der General war angekleidet zum Ausgehen. Sie begleitete ihn bis an das Gartenthor. Sie gingen Arm in Arm. Der General ging stramm an ihrer Seite; sie hing wie müde an seinem Arm. Er sah vergnügt aus. Sie lächelte, aber ihr Aussehen war bleich.

„Teufel", sagte sich der Referendarius Helm, „das ist ja ein Lächeln auf dem Gesichte, wie Lilien und Rosen auf einem Grabe."

Der General nahm Abschied von der Generalin. Er war so zärtlich, sie so liebevoll.

„Aber wie eine still leidende Dulderin!" sagte Helm.

Der General verließ mit seinen strammen Schritten, mit seiner festen, militärischen Haltung den Garten. Er ging dem Badeorte zu.

„Der ist um zehn Jahre jünger geworden!" sah Helm ihm nach.

Die Generalin ging, schlich fast, zu einer Laube im Garten; ihre Haltung war gebeugt.

„Und die um zwanzig Jahre älter! Und sie sieht aus, als wenn sie dem Grabe zuginge! Teufel, solche alte Burschen haben schon manche junge schöne Frau ins Grab gelegt. — Ob ich zu ihr gehe? Ihr wenigstens hilft es nicht mehr. Und doch! Wer kann es wissen?

Ein weibliches Herz ist ein Narrenhaus! Und — und die Mundsperre kurirt man ja am besten durch eine unerwartete tüchtige Ohrfeige."

Er ging in den Garten, schritt auf die Laube zu, in der die Generalin war.

Sie saß auf einer Bank, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in die Hände.

Sie war so schön, so bleich, so kummervoll. Hatte sie vorhin ihren Schmerz zurückdrängen können, weil sie es mußte, er hatte jetzt seine volle Gewalt über sie.

Sie sah den Referendarius erst, als sie dicht vor sich seinen Schritt hörte. Sie erschrak nicht, als sie ihn sah, und seine Gestalt war doch noch eben so häßlich, und sein mißhandeltes Gesicht war noch häßlicher, als damals, da sie ihn zum ersten Male sah und sich fast vor ihm entsetzte.

„Ja", sagte Helm, „sie weiß jetzt, daß ich sein Freund bin, und also gleichsam ein Stück von ihm."

Er trat in die Laube.

„Gnädige Frau, ich war eine Zeit lang krank."

Sie hatte ihr schönes leidendes Gesicht zu ihm erhoben. Sie hatte Welt; sie vermochte ihre Schmerzen wieder zurückzudrängen.

„Ich bedaure, mein Herr."

„Gnädige Frau, erlauben Sie mir, mich bei Ih-

nen nach meinem Freunde Ewald Kuhn zu erkundigen. Ich habe einen Gegenstand mit ihm zu besprechen, und weiß nicht, wo er anzutreffen ist."

„Der Herr von Kuhn ist zur Residenz gereist", antwortete die Generalin.

„Also doch! Es wurde mir als Vermuthung mitgetheilt. Und mit der Frau Ehrhard?"

Da runzelte sich doch Emmas Stirn.

Ihr fiel ein, was Helm gegen Sophie Ehrhard verbrochen hatte; sie hatte im ersten Moment in der That nicht daran gedacht.

„Mein Herr —"

Der Herr Helm unterbrach sie ruhig:

„Ich weiß jedes Wort, das Sie mir sagen können. Ich habe mir Alles schon selbst gesagt. Aber ich sprach mit Ihnen von einer Angelegenheit, die ich mit Ewald zu verhandeln hätte."

„Diese ist es?" fragte die Generalin.

„Zunächst diese, meine gnädige Frau. Dann eine andere, die Ewald selbst betrifft, und die mich sehr beunruhigt."

„Dürfen Sie sie mir mittheilen?" fragte die Generalin.

Sie war selbst uuruhig geworden.

Helm hatte das wohl gewollt.

„Ich wollte", erwiderte er, „um die Erlaubniß bitten, vorher mit Ihnen mich darüber besprechen zu dürfen."

„Reden Sie."

„Ewald Kuhn muß heirathen, gnädige Frau!"

Dunkle Feuergluth schoß in Emmas Gesicht.

„Aber er ist boshaft!" rief es plötzlich in ihr. „Er hat es schon einmal bewiesen."

„Mein Herr", sagte sie kalt und vornehm, „Sie werden einsehen, daß das eine Angelegenheit ist, die ich mit Ihnen nicht besprechen kann."

Helm ließ sich nicht irre machen.

„Hm, gnädige Frau, Ewald ist Ihr naher Verwandter und mein Freund!"

„Gleichviel, mein Herr!"

„Und dann, gnädige Frau, die Dame, an die ich für ihn dachte, ist Ihre Freundin, Fräulein Rebekka Martell."

Den schönen Körper der Generalin durchzuckte es heftig.

„Mein Herr", sagte sie mit ihrer kalten vornehmen Stimme, „ich wiederhole meine Bitte, mich mit Ihren — Einfällen zu verschonen."

„Hm, gnädige Frau", sagte Helm, nicht minder ruhig, „und ich richte die Bitte an Sie, sich die Sache

zu überlegen, um Ewalds willen, um Ihretwillen, um des Generals willen. Sehen Sie sich einmal an; Sie sind auf dem besten Wege, zu Grunde zu gehen."

Die Generalin sprang auf. Sie hatte vergeblich mit sich gekämpft, ihre Ruhe zu bewahren.

„Sind Sie ein Teufel?" rief sie. „Oder sind Sie —?"

„Um Gotteswillen, kein Engel, gnädige Frau", sagte Helm. „Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, der aber das Leben kennt. Ich mußte das schon einmal einer Dame sagen, freilich bei einer ganz anderen Gelegenheit. Leben Sie jetzt wohl, meine gnädige Frau, beherzigen Sie meine Worte, und ich hoffe, Sie doch noch glücklich zu sehen."

Damit ging der Referendarius Helm, und er war sehr ernst, und man sah in seinem häßlichen Gesichte kein Lächeln und keinen Spott.

Er kehrte zu dem Gärtchen Rebekkas zurück.

Es war hier still, wie vorher. Die Fenster waren noch offen, die Hausthür stand noch angelehnt; Niemand war zu sehen.

Helm ging in den Garten, wollte in das Haus schreiten.

An der Thür trat ihm Rebekka entgegen.

Sie hatte ihn nicht gesehen; sie sah ihn nicht sogleich.

Helm konnte seine Bemerkungen über sie machen.

„Schön ist sie; beinahe wie die Andere; aber doch nur beinahe, obwohl sie frisch und gesund ist, und jene einem Häufchen Unglück glich. Hm, da ist sie dann freilich auch nicht verliebt, oder sie liebt nicht, wie der poetische Ausdruck ist. Und doch, wer kann es wissen? Einige Menschen macht die Liebe glücklich, andere unglücklich, und manchmal weiß Keiner, warum das Eine oder das Andere. Es ist die Stimmung."

Rebekka sah ihn.

Eine angenehme Erscheinung war der lange Referendarius auch ihr wohl niemals gewesen. Aber sie war ihm Dank schuldig für Manches. Sie wurde nicht zurückstoßend gegen ihn.

„Bringen Sie mir etwas, Herr Helm?"

„Nur einen Gedanken, gnädiges Fräulein!"

„Er wäre?"

„Ihre Verheirathung, mein gnädiges Fräulein!"

Sie hatte doch einen strengen Blick.

Sie antwortete ihm beinahe, wie die Generalin ihm geantwortet hatte.

„Herr Helm, das ist eine Angelegenheit, die ich,

wenn mit einem Mann, nur mit meinem Vater zu besprechen hätte."

„Doch auch wohl mit dem, der sie am nächsten anginge, mein Fräulein?"

„Sie meinen, den Mann meiner Wahl selbst?"

„Und wenn nun ein Anderer für Sie gewählt hätte?"

„Wer dürfte für mich wählen!" rief die stolze Rebekka.

„Ich zum Beispiel!" sagte Helm.

Sie hatte zur Antwort nur einen verächtlichen Blick, mit dem sie über ihn hin sah.

Und der lange Helm hatte wieder sein höhnisches Lächeln.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie müssen meinen Freund und ehemaligen Leibfuchs Ewald Kuhn heirathen."

Etwas zuckte doch durch den Körper und das schöne Gesicht des Fräulein Rebekka. Was es aber war, ließ sich nicht so leicht entziffern. Sie war überrascht durch den Gedanken, den Helm ihr plötzlich gebracht hatte. Hatte er ihr aber die Brust gehoben, oder einen Stich in das Herz gegeben?

„Herr Helm", sagte sie, „hätten Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen?"

„Meine Gründe, gnädiges Fräulein", sagte Helm. „Und da sie dringende sind, so bitte ich Sie dringend, mich anzuhören."

Sie besann sich.

„Sprechen Sie", sagte sie dann.

Helm sprach:

„Zuerst ist Ihre Verbindung mit Ewald Kuhn der sehnliche Wunsch Ihres Herrn Vaters."

„Er schickt Sie?" fragte Rebekka.

„Ich bin wenigstens nicht gegen seinen Willen hier."

„Sie sprachen mit ihm über den Gegenstand?"

„Ausführlich!"

„Und — was —?"

„Ah, das zarte jungfräuliche Herz! Was er sagte? wollen Sie fragen und das Herz kann es nicht über die Lippen bringen. Aber ich sprach Ihnen ja schon seinen sehnlichen Wunsch aus. — Gehen wir zu meinem zweiten Grunde über. Der Herr von Heimbach kehrt zurück, sobald der Engländer mit dem weißgelben Backenbarte wieder jenseits des Kanales ist. Sind Sie Ewalds Frau, so kann er nichts machen, und will er etwas machen, so schießt Ewald ihn todt. Warum erblassen Sie? Noch ist er ja nicht Ihr Mann, der auch umgekehrt seiner Frau todtgeschossen werden könnte."

„Sind Sie fertig, Herr Helm?“

„Ich habe noch einen dritten Grund, mein Fräulein. Er berührt eine arme Frau, die Sie retten können.“

Durch Rebekkas Gesicht zuckte es wieder, und diesmal sah man klar, was es war.

„Ah, mein Fräulein“, sagte Helm, „Sie haben schon errathen, was ich sagen wollte. Mag die Eifersucht oder die Freundschaft für die edle Frau — Sie sehen, ich kann auch das Edle anerkennen — Ihnen das Räthsel gelöst haben, Sie kennen es und Sie vermögen die Arme zu retten. Leben Sie wohl, mein Fräulein. Sie sind auch edel.“

Rebekka stand in tiefem Sinnen.

„Haben Sie mir keinen Auftrag zu ertheilen?“ fragte Helm sie.

„An Ewald“, setzte er hinzu. „Ich gehe von hier zur Post, um nach der Residenz zu fahren.“

„Und Sie besuchen dort den Herrn von Kuhn?“

„Wahrscheinlich wird dort mein erster Gang zu ihm sein, und mein erstes Gespräch mit ihm sind dann Sie und die Generalin. Adieu, mein Fräulein.“

Rebekka machte eine hastige Bewegung: sie wollte ihm noch etwas sagen.

Er war schon aus dem Garten.

Er ging geraden Weges zur Post, bestellte sich einen Platz in dem zunächst abgehenden Postwagen, bezahlte seine Rechnung im Wirthshause, lohnte den Wichsier ab und fuhr nach einer Stunde im Postwagen durch das Gebirge bis zur Station Rosenthal, bestieg hier den nächsten Eisenbahnzug nach der Residenz und war am anderen Morgen in der Residenz.

Er begab sich sofort zu seiner Wohnung.

Er wohnte in einer entlegenen Gasse bei einer alten Witwe.

Die Frau stand bei seiner Ankunft in der Thür.

„Um des Himmelswillen, Herr Referendarius, wie sehen Sie aus?“

„Noch immer besser als Sie, Frau Hennecken.“

„Na, hören Sie, höflicher sind Sie auf Ihrer Reise auch nicht geworden.“

„Auf Reisen muß man grob sein, Frau Hennecken, schon um der vielen Engländer willen. — Nichts Neues während meiner Abwesenheit passirt?“

„Der Justizrath Bode hat schon dreimal nach Ihnen geschickt. Sie sollen sofort nach Ihrer Rückkehr zu ihm kommen.“

Helm lachte.

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts.“

„War der Baron Martell nicht hier?“

„Der sollte zu Ihnen kommen?“

„Hat er auch nicht nach mir geschickt?“

„Auch das nicht.“

Helm ging in sein Stübchen, kleidete sich um, besah sich im Spiegel, lachte sich an:

„Eine verdammt hübsche Fratze!“

Dann ging er aus. Müdigkeit verspürte er nicht.

Er ging geraden Weges zu dem Bureau des Justizraths Bode.

Der Advokat empfing ihn mit strenger Miene, nahm die Ehrhardschen Proceßacten, hielt ihm die Klagebeantwortungsschrift vor.

„Wie konnten Sie das schreiben, Herr?“

„Sie hatten mir ja die Abfassung der Schrift überlassen, Herr Justizrath.“

„Im Vertrauen auf Ihre Loyalität, auf Ihre Freundschaft mit Ehrhard. Sie haben jetzt die beiden Gatten für immer auseinander gebracht.“

„Ich, Herr Justizrath?“

„Wer anders?“

„Hm, Ihre Austern haben mindestens eben soviel Theil daran.“

„Herr!“ wollte der Justizrath auffahren.

Er besann sich.

„Sie haben Recht. Aber es folgt daraus, daß wir nicht ferner zusammen passen.“

„Ueber die Logik ließe sich streiten“, sagte der Referendarius. „Indeß, anstatt des Streites eine Bitte. Behalten Sie mich noch so lange, bis dieser Prozeß zu Ende ist.“

„Und warum?“

„Ich muß diese beiden Leute wieder zusammenbringen.“

„In welcher Weise wollen Sie das können?“

„In meiner Weise.“

Der Justizrath sann einen Augenblick nach.

„Sie können bleiben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrath.“

„Aber Helm, wie sehen Sie aus?“ fragte der Justizrath dann.

Der eifrige Advokat sah es erst jetzt.

„Austern hätte er eher gesehen!“ lachte der Referendarius für sich.

„Der Mensch kann Unglück haben, Herr Justizrath“, antwortete er laut.

Er verabschiedete sich.

„Sie finden schon Acten auf Ihrem Platze!“ rief ihm der Justizrath nach.

„Eilige?“

„Sie haben auch Zeit bis morgen.“

Der Referendarius Helm ging nicht zu den Acten, die Zeit hatten bis morgen.

Er lenkte seine Schritte zu Ewald Kuhn.

Er traf ihn zu Hause.

Auch Ewald nahm ihn an, empfing ihn nicht zurückstoßend.

Die heimliche Liebe hat immer ein böses Gewissen, und das böse Gewissen ist immer argwöhnisch, und der Argwohn muß immer spioniren.

Helm lachte es in sich hinein.

„Guten Tag, Ewald“, sagte er. „Ich komme aus dem Bade.“

„Guten Tag. Ich freue mich, Dich wieder hergestellt zu sehen.“

„Ich bin es um Deinetwillen.“

Ewald kannte die sonderbaren Redensmanieren des langen Referendarius. Er sah ihn dennoch fragend an.

„Mein erster Gang“, fuhr Helm fort, „sollte hier zu Dir sein. Ich hatte es Rebekka versprochen.“

„Rebekka?“

„Ja, ich konnte ihr nur leider mein Wort nicht halten. Ich mußte zuerst zu meinem Justizrath. Er hatte mich schon dreimal rufen lassen. Er bedurfte meiner in der Ehrhardschen Scheidungssache. Wegen

der Klagebeantwortung — Du kennst ja die Geschichte.“

„Und da bedurfte der Justizrath Deiner?“

„Nun ja. Darum ging ich zuerst zu ihm. Die Sache wird arrangirt, und nun —“

„Die Sache wird arrangirt, sagst Du?“

„Gewiß! Aber sprechen wir nachher darüber. Alles hat seine Zeit und Ordnung. Also, ich komme aus dem Bade und ich nahm dort natürlich ordentlichen Abschied. Zuerst von der Generalin von Branden. Die arme Frau sah zum Erbarmen aus. — Hm, was ist Dir? Du siehst ja auf einmal beinahe so aus wie sie! Und warum Du? Sie — ja sie. — Zum Teufel, Ewald. Schwärmerei mag ein hübsches, unterhaltendes, das Herz kitzelndes Ding sein; aber wenn sie ein junges Mädchen von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren in die ehelichen Arme eines Greises von siebzig Jahren führt, dann hole die Unnatur der Teufel. Aber die arme Frau hat nun einmal das Unglück, und über den General, der es jetzt noch nicht sieht, wird es auch kommen, in dem Augenblicke, da er es bei ihr sieht. Und nun, Freund Ewald, bin ich zu Dir gekommen, Dich zu bitten, daß Du es den beiden Leuten nicht noch schwerer machen möchtest.“

Ewald wollte auffahren, wie mit der ganzen

Macht und Gewalt des Zornes, der Entrüstung. Er schwieg.

Helm fuhr fort:

„Und das sagte ich auch zu Rebekka."

Noch einmal zuckte Ewald heftig zusammen. Aber noch einmal bezwang er seine furchtbare innere Aufregung.

Und Helm fuhr wiederum fort, als habe er nichts gesehen und als führe er das gleichgültigste Gespräch von der Welt:

„Und ich versprach Rebekka, mein erster Gang in der Residenz solle zu Dir sein, um Dir die Bitte an das Herz zu legen, daß Du die beiden braven Menschen nicht noch unglücklicher machen und deshalb sie, nämlich Rebekka, heirathen möchtest."

„Mensch!" fuhr Ewald auf.

„Was giebt es?" fragte Helm.

„Das sagtest Du zu Rebekka?"

„Nun ja!"

„Und —?"

„Und was sie mir darauf erwiderte, willst Du wissen? Kein Wort! Sie mußte also einverstanden sein. Vorher hatte sie mich schon gefragt, was denn wohl ihr Vater zu ihrer Verbindung mit Dir sagen würde, und ich hatte ihr geantwortet, ich glaubte, daß ihrem

Vater kein Schwiegersohn lieber sei als Du. Eben so war auch die Generalin mit Eurer Verbindung einverstanden. — Ja, ja, sieh mich nur darauf an. Sie geht ja die Sache eigentlich am nächsten an. Es ist das einzige Mittel, daß der armen Frau das Herz nicht zerreißt. Du siehst also, alle Hindernisse sind beseitigt; es kommt nur noch auf Dich an, und, wahrhaftig, Ewald, das sehe ich aus der Tiefe meines Herzens, und Du weißt, daß es in seiner Tiefe kein schlechtes Herz ist, und daß es Dich immer geliebt hat, und, Ewald, Du wolltest thun, was Deine Pflicht ist."

Es war eine sonderbar bewegte Stimme, mit welcher der lange Referendarius Helm die letzten Worte sprach. Als er sie gesprochen hatte, trat er an ein Fenster, ohne weiter etwas zu sagen, ohne sich umzublicken.

Ewald ging mit heftigen Schritten in dem Zimmer umher. Auch er war stumm.

Sie schwiegen lange.

Helm sprach zuerst wieder. Er wandte sich von dem Fenster zu Ewald.

„Wo wohnt Sophie Ehrhard?" fragte er.

„Was willst Du von ihr?"

„Ich darf doch ihre Wohnung erfahren?"

„Sie wohnt auf dem Ringe Nr. 14."

„Adieu!“

„Helm —!“

„Was giebt es?“

„Ich möchte noch mit Dir sprechen —“

„Nicht über Deine Angelegenheit. Sie entscheidet über Dein Leben, über das Leben Anderer, drei anderer Menschen, die Dich nahe angehen. Da muß sie überlegt werden, frei und sorgfältig in Deinem Innern. Hast Du dann noch mit mir zu sprechen, so sei es morgen. Jetzt habe ich Sophiens Sache zu arrangiren.“

Helm ging.

Aber sein erster Weg galt nicht dem Arrangement, von dem er sprach.

Er trat in ein Kaffeehaus, um die Verzeichnisse der in den Gasthöfen der Residenz logirenden Fremden durchzusehen. Er fand bald, was er suchte.

Gasthof zum Kronprinzen:

Major Hower aus London, mit Familie.

„Nicht auch Hermann Grohmeier?“ fragte er sich. „Ja, ja, der Bursch gehört zur Familie!“

„Aber was nun zuerst?“ fuhr er dann mit sich fort. „Dem Ehrhard den Kopf zurechtsetzen? Oder dort im Kronprinzen der Sippschaft den Verrath bezahlen? — Gehen wir zunächst zum Kronprinzen.“

Er ging zu dem Gasthofe.

„Anmelden darf ich mich wohl nicht lassen!“
Er trat wie keck in die Portierloge.
„Nummer des Majors Hower aus London?“
„Nr. acht bis zehn, eine Treppe rechts.“
„Zu Hause?“
„Ein Schlüssel ist wenigstens hier nicht abgegeben.“
Helm stieg die Treppe hinauf, wandte sich in den Gang rechts, suchte die Nummern acht bis zehn.
Der Kellner des Ganges trat ihm entgegen.
„Zu wem wollen Sie?“
Der Herr Helm sah mit seinem geschundenen Gesichte noch etwas zweideutig aus.
„Hier logirt ein Herr Grohmeier!“ sagte er mit seiner Sicherheit, der er in diesem Augenblicke die Frechheit nicht zugab.
„Grohmeier?“ fragte der Kellner.
„Hofmeister bei den Kindern des Major Hower.“
„Ah! Aber der Hofmeister hat eine Kammer oben, zwei Treppen höher.“
„So, so! Und wo ist das Zimmer des Majors?“
„Hier, Nummer zehn.“
„Und das der Lady?“
Dem Kellner wurde das Inquiriren des ohnehin zweideutigen Fremden bedenklich.
„Darf ich fragen, mein Herr —?“

In dem Momente öffnete sich die Thür des Zimmers Nummer acht, in dessen Nähe Helm und der Kellner standen.

Aus der Thür trat der Herr Hermann Grohmeier; er schien ausgehen zu wollen und in dem Zimmer sich beurlaubt zu haben.

Er sah plötzlich den langen Referendarius, stutzte, schritt mit seiner Frechheit, vor der selbst Helm sich hatte beugen müssen, auf diesen zu.

„Wen suchen Sie hier?“

Diesmal beugte sich Helm nicht.

„Sie nicht“, sagte er; „aber Ihren Herrn, mit dem ich ein paar Worte über Sie sprechen möchte.“

Der Herr Grohmeier lachte.

„Ah, Sie werden dem Major willkommen sein, und um Ihnen einen recht würdigen Empfang bei ihm zu bereiten, werde ich Sie anmelden.“

Mit den Worten sprang er zu dem Zimmer Nummer zehn, machte die Thür auf, verschwand hinter dieser.

Der Herr Helm aber hatte sein Ziel, oder vielmehr die Mittel zu seinem Ziele erreicht.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ lachte auch er.

Und ohne sich weiter um den Kellner zu kümmern, und ohne anzuklopfen, öffnete er rasch die Thür von

Nummer acht, trat in das Zimmer und ſtand vor der Frau Majorin Hower, Hedwig, geborene Altmann, ſeiner alten, ungetreuen Geliebten.

Sie war noch in ihrem Morgennegligé.

Sie war um ſo ſchöner; die reizenden Formen ihrer ſchlanken Geſtalt traten um ſo plaſtiſcher hervor.

Sie war allein in dem Zimmer.

Ihr ſchönes Geſicht wurde kreideweiß, aus ihren feurigen Augen entfloh jeder Glanz, als ſie plötzlich die lange Geſtalt des Referendarius vor ſich ſah und erkannte.

Sie eilte zu einer Seitenthür.

Helm kam ihr zuvor; ſchloß die Thür ab, ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

In der Sekunde darauf war er an der Gangthür, durch die er gekommen war. Er ſchloß auch ſie ab, nahm den Schlüſſel zu ſich.

Dann trat er näher zu der Dame.

Beide hatten bisher kein Wort geſprochen.

Die Dame hatte ſich an ein Sopha zurückgezogen, das hinter einem Tiſche ſtand.

Sie ſtand dort, Zorn und Wuth in dem ſchönen weißen Geſichte, tief und raſch Athem ſchöpfend aus der mächtig auf und nieder wogenden Bruſt. Sie ſuchte ihrem Zorne den Muth beizugeſellen. So er-

wartete sie ihn und seine Anrede. Ihre Augen, wenn auch das Gesicht noch schneeweiß war, hatten wieder Glanz und Feuer bekommen; es war das Feuer des Zornes; seine Funken sprüheten dem Herrn Helm entgegen.

Er sprach sie nicht an. Er stand ihr stumm gegenüber und ruhig und unbeweglich. So blickte, starrte er sie an.

Sie konnte es nicht lange ertragen.

„Was wollen Sie von mir?“ rief sie.

„Du kannst auch Du zu mir sagen“, bemerkte er ihr mit seiner Ruhe.

Sie hatte keine Erwiderung darauf.

„Setzen wir uns“, sagte er. „Ich werde etwas lange mit Dir zu sprechen haben.“

Sie hatte ihren Muth herbeigeholt.

„Sie werden sich auf der Stelle entfernen, mein Herr!“ rief sie.

Er blieb ruhig, wie er war.

„Setzen wir uns“, wiederholte er. „Oder —“

„Oder?“ rief sie.

„Ich gehe von hier zu Deinem Manne und erzähle ihm von der Unkenschlucht, von dem reizenden Pavillon darin, von Deinen Abend- und Nachtprome-

naden dahin am Arme Deines blonden Hermann, und —. Soll ich ihm noch mehr erzählen?“

Die Frau setzte sich still und gehorsam auf das Sopha.

Ihr Muth war schnell gebrochen.

Helm nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

Dann sagte er:

„Das elendeste Geschöpf auf der Welt ist doch ein untreues Weib. Die paar Stunden der verbotenen Lust hat sie sich mit einem Leben voll ewiger Angst, Sorge und Scham vor sich selbst, vor ihrem Manne, ihren Kindern, vor jedem Menschen von Ehre erkauft. Und doch könnt Ihr Weiber nicht davon bleiben, von der Untreue meine ich. Trotz des Beispiels der Eva. Ja, ja, das erste Weib auf der Erde wurde schon ihrem Manne untreu. Was war der Sündenfall anders? Sie gab sich mit dem Teufel ab. Sie mußte dafür aus dem Paradiese, und der arme Adam mit ihr. Freilich, warum hatte er ihr verziehen? Das war sein Verbrechen. Und so zerstört die Untreue der Weiber noch immer das Paradies der Ehe! — Teufel, ich werde salbungsvoll, wie ein Hofprediger. Kommen wir zu uns zurück.“

Der Muth der Frau hatte einer großen inneren

Angst Platz gemacht. Ihr Athem war heiß; ihre Glieder schüttelte der Frost.

„Seien Sie barmherzig!“ bat sie.

„Barmherzig? Ich thue Dir ja nichts.“

„Verlassen Sie mich.“

„Hm, das sagtest Du in anderen Stunden nicht zu mir.“

Die innere Angst preßte heftige Thränen aus ihren Augen.

„Wilhelm, ich bitte Dich —“

„Ach, endlich kannst Du Du zu mir sagen?“

„Habe Barmherzigkeit mit mir, Wilhelm.“

„Ja, ja! Ja, ja! Thränen haben mich immer gerührt. Das heißt, die ersten, die aus dem Herzen kamen, die der Liebe, der Reue, der Angst, selbst die des Zornes und des Hasses. Die Deinigen jetzt haben zwar mit der Liebe nichts zu thun, auch nicht einmal mit der Reue. Sie sind nur die Thränen der Angst vor Deinem Mann, und Du würdest morgen wieder sündigen, noch heute, sobald die Angst hinter Dir liegt, pah, schon um sie zu vertreiben. Aber vor der Sünde will ich Dich bewahren, und darum bin ich zu Dir gekommen. Ich habe eine Bitte an Dich, oder, was Du unter den Umständen, wie sie sind, Dir selber sagen wirst, eine Forderung. Gieb mir den Hermann

heraus. Der freche Bursch muß seinen Lohn und ich muß meine Rache an ihm haben."

„Dazu soll ich Dir helfen?" fragte die Frau.

„Du sollst ihn mir ausliefern."

„Du willst Rache an mir nehmen!"

„Ah, seine Züchtigung thut Dir wohl weh?"

Sie antwortete nicht darauf.

„Nun?" rief er.

„Was willst Du von mir?"

„Gehst Du heute in's Theater?"

„In den Circus."

„Ah, zu den Löwen Batty's! Dein Mann ist wohl einer von den menschenfreundlichen Söhnen Albions, die gewettet haben, der Löwe werde noch vor Eintritt des Herbstes seinen Herrn zerreißen! Dein Mann geht doch mit Dir?"

„Ja!"

„Vortrefflich. So wird Folgendes geschehen. Achte wohl auf meine Worte. Der Circus stößt an ein Kastanienwäldchen. Während der ersten Pause, gleich nach dem Beginn, giebst Du dem blonden Hermann in dem Wäldchen ein Rendezvous. Wie? fragen mich Deine Augen; wie, wenn Dein Mann bei Dir sei? Antwort: Ich rufe Deinen Mann von Deiner Seite; ich hätte ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.

Er wird mir folgen. Sobald wir fort sind, gehst auch Du in das Kastanienwäldchen, wohin Du vorher Deinen Galan bestellt hast. Für das Weitere sorge ich dann. Du siehst, die Sache ist außerordentlich einfach."

Die Frau erbebte doch.

„Und wie wird das Weitere sein?"

„Gleichfalls sehr einfach Wenn Du mit dem blonden Hermann beisammen bist, schlage ich Deinem Mann einen Spaziergang in das Wäldchen vor. So wie Du uns hörst oder siehst, sagst Du erzürnt zu Deinem Liebhaber: Mein Herr, was wollen Sie von mir? Schämen Sie sich, eine anständige Frau so zu überfallen! Dein Mann wird dann wie ein Rasender zu Dir stürzen. Du erkennst ihn, erhebst ein Freudengeschrei, fliehest in seine Arme, erzählst ihm schluchzend, Du habest im Hause ihn plötzlich vermißt, geglaubt, es sei ihm ein Unfall zugestoßen, ihn aufgesucht, da seist Du von einem frechen fremden Menschen überfallen. Dann wirst Du ohnmächtig, damit er Dich nicht verlassen kann, Dich in eine Restauration führen muß. Unterwegs wird Deinem Hermann, durch Leute, die ich bei der Hand habe, sein Lohn ausgezahlt."

Die schöne Majorin rang weinend die Hände.

„Wilhelm“, rief sie.

Der lange Referendarius war durch die anschauliche Auseinandersetzung seines Racheplanes in Aufregung, schon vorher in eine Art von der Wuth der Ausführung gerathen.

„Ich bin Dein Wilhelm nicht mehr. Die Zeiten sind vorüber. Ich will mein Recht! Ja, ja, auch an Dir. Willst Du es besser haben als Eva? Du mit Deiner doppelten Untreue? Ich befehle, Du gehorchst. Noch ein einziges Wort des Widerspruchs führt mich zu Deinem Mann, bringt ihm die Geheimnisse der Unkenschlucht. Wähle!“

„Wilhelm —!“

„Zum Teufel, wirst Du gehorchen? Wirst Du den Burschen in das Wäldchen bestellen?“

„Ich werde.“

„Dort schön mit ihm thun, wie in der Unkenschlucht?“

„Ich werde.“

„Mit keinem Worte, mit keinem Blicke ihm verrathen, welch' süßer Liebeslohn ihn erwartet?“

„Du bist ein fürchterlicher Mensch!“

„Ich würde es sein, Dir sein, wenn Du mich dem Menschen verrietheſt. Adieu! Doch halt! Dein Mann weiß, daß ich hier bin. Dein blonder Hermann hat

mich bei ihm angemeldet. Führe mich zu ihm. Aber wirf Deinen Shawl über. Du hast den Kopf verloren. Das muß man nicht. Du siehst gar zu negligirt aus."

Sie warf ihr Tuch über, führte ihn in das Zimmer ihres Mannes.

Er lachte unterwegs.

„Pah, unsere Dichter sind Narren, selbst Schiller:

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß.

„Der Gehorsam wäre Eure ideale, Euch in den Himmel erhebende Pflicht? Eure Strafe ist er. Eure Strafe für Eure Untreue! Ah, schöne Hedwig, wie verfluchst Du in diesem Augenblick die süßen Stunden in der Unkenschlucht! Aber — zu spät, zu spät! — Ah, guten Morgen, Herr Major! Ich freue mich Sie wohl zu sehen. Mylady war so freundlich, selbst mich zu Ihnen zu führen. Sie ist noch immer so glücklich darüber, daß sie durch mich Sie wiederfand."

„Guten Morgen, Mr. Helm! Gleichfalls erfreut!"

„Werden Sie noch lange in Deutschland bleiben, Herr Major?"

„Nicht lange mehr, Sir. Der Dienst ruft mich nach Indien zurück."

„Ah, da dürfte ich mir um so mehr eine Bitte an Sie erlauben.“

„Sie wäre, Sir?“

„Aber der Gegenstand würde Mylady langweilen. Es betrifft den Baron Heimbach.“

Die Dame entfernte sich. Sie hatte wohl nie mehr, als in diesem Augenblicke das Bedürfniß gefühlt, einsam und ungestört mit ihrer Angst, ihrer Sorge und ihrem Zorne zu Rathe zu gehen.

„Sir“, fuhr Helm zu dem Engländer fort, „Sie sind doch noch im Besitze der Heimbachschen Papiere?“

„Gewiß, Sir!“

„Hätten Sie die Güte, Sie mir zu überlassen?“

„Zu welchem Zwecke?“

„Zu demselben Zwecke, den Sie davon machen wollten, den Burschen verhaften zu lassen, wo er getroffen wird, damit er nach England ausgeliefert und gehängt werde.“

„Dam, Sir, hier sind die Papiere.“

„J thank You, Sir! — Und, ich sehe, Sie sind beschäftigt. Ich empfehle mich Ihnen. Ich sehe Sie noch wohl wieder vor Ihrer Abreise?“

„Wird mich sehr freuen, Sir.“

Damit trennten sich die Beiden.

„Nun zuerst zu dem Herrn von Martell!“ sagte sich Helm.

Er begab sich in das vornehmste Quartier der Residenz, lenkte seine Schritte zu dem vornehmsten Hause darin, blieb vor dem Palaste betrachtend stehen.

„Was doch nicht Alles aus einem Bündeljuden werden kann!“ war das Resultat seiner Betrachtungen.

Er hatte indeß einen Zusatz:

„Freilich, dieser Bündeljude hat Verstand und Muth und beide in der rechten Weise, daß das Glück nicht zurückbleiben kann. Er kennt die Menschen und besonders ihre schlechten Seiten, und er hat den Muth, jeden so zu nehmen, wie er ist, und besonders die schlechten Seiten für sich zu verwerthen.“

Er schritt in das offenstehende Portal.

Ein gallonirter Portier hielt Wache darin.

„Der Herr Baron zu Hause?“

Der Portier kannte den langen Referendarius, den geheimen Agenten seines Herrn.

„In seinem Cabinet!“ sagte er.

Helm wußte Bescheid in dem großen Palaste, in dem Alles so reich war und so vornehm aussah.

Er stieg die breite Marmortreppe hinauf, wandte sich zu einem Seitencorridor, klopfte an eine Thür.

„Herein!“ wurde gerufen.

Helm trat durch die Thür in das Cabinet des Herrn von Martell.

Es war das Empfangszimmer des Barons für Personen, die Geschäfte mit ihm hatten. Bekannte und Vertraute durften ohne Weiteres zu ihm eintreten. Andere wurden vorher durch Bediente angemeldet.

Der Baron saß zwischen Papieren und Büchern am Arbeiten; sein Arbeiten war Rechnen. Die Zahlen, mit denen er rechnete, pflegten Millionen, mindestens Hunderttausende zu sein; er verschmähete auch Geringeres nicht. Er mußte heute mit Millionen rechnen. Er sah sogar zufrieden aus.

„Ah, Helm, schon wieder hier?“

„Die Neugierde trieb mich, Herr Baron. Wie steht es wegen Birkenfelde?“

„Pah! Abgemacht! Der Ministerialrath, der auch bei Ihnen war, hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, aber durchaus nichts ermitteln können, namentlich auch bei Ihnen nicht. So hat der Minister dem Könige vorgetragen, und es ist ihm der Befehl geworden, den alten Baron Heimbach danach zu bescheiden, wenn er wieder Seine Majestät sollte incommodiren wollen.“

„Und was sagte der diensteifrige Ministerialrath dazu?“

„Er hat für seinen Diensteifer einen höheren Orden erhalten."

„Es bleibt also Alles auf unserem Herrn von Heimbach sitzen?"

„Nun ja!"

„Und wenn der spricht?"

„Die Sache ist abgemacht, todt, sage ich Ihnen."

„Teufel, Herr Baron, nach der Bibel können auch die Todten auferweckt werden."

„Nach dem neuen Testament", lachte der Baron.

„Eben nach dem neuen. Wenn der Heimbach — er ist ein frecher Gesell — das was er weiß und in Händen hat, öffentlich bekannt macht?"

„Zu welchem Zweck?"

„Der König kam lesen."

„Aber nur, was er lesen soll."

„Wenn er dem Könige ein Exemplar seiner Schrift zuschickt?"

„Helm, Sie dauern mich. Der König könnte die Schrift nur dem Minister zu neuen Recherchen zustellen. Der Minister ließe die neuen Recherchen vornehmen; sie blieben ohne Resultat, wie die alten; Heimbach hätte nur einen neuen Beweis seiner schurkischen Natur geliefert."

Der lange Referendarius konnte darauf nur Eins erwidern.

„Es würde Ihnen neues schweres Geld kosten, Herr Baron.“

„Ich habe es ja“, sagte der Baron.

Helm schwieg. Sein Schweigen konnte bedeuten, daß er gegen die Argumente des Barons nicht mehr aufkommen könne, auch wohl etwas Anderes.

Das kluge und erfahrene Auge des Barons mußte an Helm etwas Anderes gesehen haben.

„Sie haben noch etwas, Helm?“ fragte er.

„Nichts!“ sagte Helm.

Der Baron fragte nicht weiter.

Helm empfahl sich.

„Ewald Kuhn“, sagte er dabei, „braucht also Fräulein Rebekka nicht mehr zu heirathen.“

Der Baron fuhr auf.

„Das war es, was Sie hatten?“

„Vielleicht auch noch etwas Anderes.“

„Was ist es, Helm?“

„Nichts, sagte ich Ihnen. Aber wenn Sie in Noth sind, so wissen Sie, wo ich bei der alten Frau Hennecke wohne.“

„Wegen Rebekka —“ sagte der Baron noch.

Aber er brach ab. Sein Stolz litt es wohl nicht,

seinerseits einen Gegenstand weiter zu verfolgen, der ihm nahe genug am Herzen liegen mochte.

Helm ging mit seinem höhnischen Lächeln.

Als er das vornehme Palais des ehemaligen Bündeljuden verlassen hatte, sagte er zu sich:

„Nun muß ich wohl endlich an das Arrangement der Ehrhard'schen Sache denken. Aber man wird müde von dem Umherlaufen in den langen Straßen."

Er rief einen Droschkenkutscher an.

„Ring, Nummer vierzehn!"

Er fuhr zum Ring, Nummer vierzehn.

„Frau Regierungsräthin Ehrhard?" fragte er den Portier des Hauses.

„Zwei Treppen rechts nach vorn."

„Zu Hause?"

„Vor einer Viertelstunde ausgegangen."

Das häßliche Gesicht Helms glänzte in heller Freude.

„Droschke, warten Sie", befahl er dem Droschkenkutscher.

Dann stieg er die zwei Treppen hinauf, klopfte an die erste Thür rechts nach vorn.

Eine Aufwärterin öffnete.

„Führen Sie mich zu dem Töchterchen der Frau Regierungsräthin."

„Aber die Frau Regierungsräthin ist nicht zu Hause."

„Ich weiß es. Ich komme von ihr. Sie schickt mich zu Sophiechen."

Die Dienerin stand noch ungewiß. Der lange Referendarius hatte auch für sie eben kein Vertrauen erweckendes Aussehen.

Aber das Kind hatte durch die offene Thür seine Stimme gehört und erkannt. Es kam hervor.

„Sie sind da, Herr Helm?"

Es rief die Worte freudig, fröhlich. Sie waren alte Bekannte und Helm war immer freundlich zu ihm gewesen.

„Der Tausend, Sophiechen", sagte der Herr Helm. „Du bist ja ordentlich größer geworden, seitdem ich Dich nicht sah. Nun, Du bist auch unterdeß in der Welt gewesen. Aber möchtest Du nicht gern einmal zu Deinem Vater zurück? Zu dem schönen Landhause dahinten am Walde? Es ist so schön da, gerade jetzt, in dem Garten unter der Veranda. Alle Blumen blühen; die Vögel singen. Es ist eine Freude. Möchtest Du nicht wieder hin?"

„Gewiß, Herr Helm! O gewiß!"

Er hatte dem Kinde das Herz so sehnsüchtig schwer gemacht.

Er sah es und er fuhr fort mit einer Stimme, die gerührt und herzlich klang:

„Und Du kommst hin, und sollst hin mein Mädchen. Deine Mutter ist schon bei Deinem Vater, und beide schicken sie mich, Dich zu ihnen zu führen. Der Wagen hält unten. — Wärterin, ziehen Sie Sophiechen an."

Das Kind kannte ihn; er hatte so herzlich zu ihm gesprochen. Es freute sich.

Die Wärterin konnte kein Mißtrauen fassen.

Sie kleidete das Kind an.

Nach fünf Minuten saß Helm mit Sophiechen in der Droschke auf dem Wege nach dem reizenden Landhause am Ende der Vorstadt.

„Freuest Du Dich, Deinen Vater wiederzusehen?" fragte Helm das Kind.

„Ich freue mich, Herr Helm, ich kann es nicht sagen."

„Werde ich jetzt immer bei ihm bleiben?" fragte es dann.

„Ich hoffe es."

„Und auch bei meiner Mutter?"

„Ich hoffe es."

Sie kamen an dem Landhause an.

Es lag so still und so freundlich da, wie das

Kind es verlassen hatte. Und, Helm hatte es getroffen, in dem Garten blühten die schönsten Blumen und in dem Walde sangen die lustigsten Vögel.

Unter der Veranda des Hauses saß Fräulein Auguste Ehrhard, strickend und steif und strenge, wie damals, als der Referendarius Helm ihr gesagt hatte, jeder Zoll von ihr sei eine Gouvernante und eine alte Jungfer.

Sophiechen sah sie, flog auf sie zu, an ihr empor:

„Tante, liebe Tante Auguste!“

Sie war ja so lange Zeit die Mutter des Kindes gewesen, da das Kind noch keine Mutter hatte. Wie hätte es auch die strenge Dame nicht lieben, nicht noch immer lieben sollen?

Die Tante wollte einen Freudenruf erheben, als sie das Kind sah, trotz ihrer Strenge und Steifheit. Da sah sie auch das höhnische Gesicht des langen Referendarius, und sie erschrak, sie erstarrte fast.

Aber das Kind rief:

„Wo ist mein Papa? Gehen wir zu meinem Papa, Tante.“

„Dein Papa ist nicht zu Hause, Kind.“

„Aber meine Mutter!“

„Deine Mutter?“

„Ja, ja, sie hat mich ja holen lassen!“

„Deine Mutter?“

„Sie wird ausgegangen sein“, sagte Helm.

„Ja, sie ging aus diesem Hause!“ sagte die Tante beziehungsvoll, und sie nahm den Referendarius auf die Seite.

„Unglücklicher Mensch, was haben Sie wieder gemacht?“

Helm lachte.

„Was wollen Sie? Ich bringe dem Vater sein Kind wieder. Ist Ihnen auch das nicht recht?“

Dann sagte er:

„Adieu, Sophiechen. Grüße Deinen Papa von mir.“

„Fräulein Ehrhard, ich empfehle mich Ihnen.“

Damit kehrte er zu seiner Droschke zurück, die ihn wieder in die Stadt brachte.

In der Stadt speiste er zu Mittag. Dann ging er an den Canal, der einen Theil der Stadt durchschnitt, und in dem immer eine Menge Schiffe hielten. Er besah sich die Schiffe. An einem blieb er stehen. Es wurde zur Abfahrt fertig gemacht; ein paar derbe Matrosen waren mit der Arbeit beschäftigt.

„Wann lichtet Ihr die Anker?“ fragte Helm sie.

„Morgen früh um vier.“

„Wollt Ihr heute Abend noch in den Circus gehen?“

„Wenn es nichts kostet, Herr!“

„Es wird Euch nichts kosten, und ich gebe Euch Geld dazu.“

„Topp, Herr!“

„Ihr müßt nur ein paar tüchtige, schwere Stöcke mit Euch nehmen.“

„Wozu das, Herr?“

„Es könnte Streit geben; dann muß man sich wehren können. Es ist da ein frecher Bursch, der gern Streit anfängt, nur Einer.“

„Sie werden sich auf uns verlassen können, mein Herr.“

„Seid vor dem Anfang der Vorstellung am Eingange bei der Kasse.“

„Wir werden da sein.

Der Herr Helm hatte jetzt keinen Gang weiter zu machen, bis die Vorstellung im Circus begann.

Er war vor Beginn beim Eingang an der Kasse.

Bald nach ihm trafen seine beiden Matrosen ein.

Das Herz lachte ihm, als er sie sah.

„Das sind ein paar kräftige Burschen! Und wie ihre Augen von Muth und Thatendrang blitzen! Und was für Knüppel sie bei sich führen! Jeder wiegt mindestens seine drei Pfund. Armer Hermann Grohmeier! Armes blondes Hofmeisterlein!“

Er winkte den Burschen, ihm in das Kastanienwäldchen zu folgen.

„Ihr seid doch noch bereit?“ fragte er sie hier.

„Ja, Herr.“

„Hier habt Ihr vorläufig jeder einen halben Thaler; einen Thaler bekommt Ihr jeder nach gethaner Arbeit. Seid Ihr zufrieden?“

„Ja, Herr!“

„So gehet jetzt in den Circus. Sobald eine Pause gemacht wird, kommt Ihr wieder heraus und erwartet mich hier an dieser nämlichen Stelle.“

„Sehr wohl, Herr!“

Die Matrosen gingen zum Circus zurück.

Helm folgte ihnen, wartete wieder am Eingange.

Das Publikum strömte in das Gebäude. Es war heute große Vorstellung. Equipagen drängten sich an Equipagen. Aus einem eleganten Hotelwagen stiegen der Major Hower, seine Frau, der blonde Hofmeister.

Die Dame trug eine Robe von grauer Seide, darüber einen leichten Caschemirschawl, theure, echt indische Arbeit.

Der Major war wieder der lange steife Engländer in Weiß.

Der Herr Grohmeier war elegant von unten bis oben schwarz gekleidet.

Die Dame sah sehr blaß aus. Ihre Augen suchten ängstlich etwas in der Menge, die vor dem Gebäude stand. Sie erblickte den langen Referendarius; man sah, wie sie fast mit Entsetzen zusammenfuhr.

Die beiden Herren hatten ihn nicht gesehen.

Alle Drei verschwanden in dem Eingange des Circus.

Der Herr Helm folgte ihnen nach einer Weile. Er blieb in der Nähe des Einganges stehen, aber so, daß er die Drei, denen er gefolgt war, im Auge behielt, ohne daß sie ihn gewahrten.

Die Vorstellung begann.

Der Arabische Vollbluthengst Almansor wurde vorgeführt; der Director des Circus selbst machte auf ihm die doppelte hohe Schule durch. Fräulein Josephine erschien auf Miß Ella, machte ihre Sprünge über Bänder, durch Ballons und Reife. Zwei Athleten führten „plastische und gymnastische Uebungen“ aus. Galopp- und Barrieren-Voltige auf ungesattelten Pferden folgte. Fräulein Angelina machte von ihrem türkischen Hengste Califer zum Schluß den „Sprung durch eine nur achtzehn Zoll große Scheibe.“ „Nicht endenwollender Beifall“ erschallte. Die erste Pause trat ein.

Mrs. Hower hatte dem Schauspiele fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Sie saß fortwährend blaß da; ihre Augen suchten unruhig in dem Zuschauerraum umher. Sie fand diesmal nicht, was sie suchte. Der Herr Helm verbarg sich ihren Blicken hinter einem dicken Herrn, der ein Oberamtmann aus der Provinz sein mußte.

Der Major war der steife englische, der Herr Hermann Grohmeier der ganz sich hingebende deutsche Zuschauer.

„Ah", sagte sich der Herr Helm, „sie haben Beide keine Ahnung von dem, was folgen wird. Mylady ist ehrlich gewesen."

Da war die Pause eingetreten.

Dem langen Referendarius klopfte doch etwas das Herz. Mit dem klopfenden Herzen warf er seine Blicke umher. Er wurde wieder vergnügter.

Zuerst verschwanden oben von der Galerie die beiden Matrosen mit ihren schweren Knütteln.

Dann verließ der Herr Hermann Grohmeier seinen Platz neben der schönen Majorin, und verschwand in der Menge, die während der Pause aus dem Gebäude strömte.

Der Herr Helm ging zu dem Major und seiner Frau.

„Sir, es ist sehr heiß hier. Wollen wir nicht in die Conditorei nebenan gehen, um für Mylady ein Glas Eis zu besorgen?"

„A very nice idea!" sagte der Engländer.

Er verließ mit dem langen Referendarius das Haus.

Der Dame warf Helm einen drohend befehlenden Blick zurück. Sie saß bleich, als wenn sie ihr Todesurtheil gehört habe.

Draußen führte der Herr Helm den Engländer in die Conditorei.

Er kam mit ihm an den beiden Matrosen vorbei.

„Ist es dieser?" fragten ihn ihre thatendurstigen Augen.

Er schüttelte den Kopf.

In der Conditorei bestellte der Major ein Glas Eis, und gab einem Kellner, mit einem Trinkgelde den Auftrag, es Mylady zu bringen, deren Platz er ihm nannte.

„Wir verzehren doch auch etwas?" fragte er dann den Herrn Helm.

„Gewiß, Sir. Ich habe nur vorher einen kleinen Gang zu machen; ich bin in wenigen Minuten wieder da."

Er verließ die Conditorei.

Sie lag zur Seite zwischen dem Circus und dem Kastanienwäldchen.

Helm ging hier spähend umher.

Fast sein erster Blick begegnete dem Herrn Hermann Grohmeier.

Der blonde Hofmeister schlenderte sehr vergnügt umher, ganz wie Einer, der ein galantes Abenteuer erwartet.

„Vortrefflich, Du Spitzbube!“ lachte Helm in sich hinein; „sie wird im Augenblick bei Dir sein! Aber auch ich.“

Er eilte zu der Casse zurück.

Seine beiden Matrosen standen noch da.

„Folgt mir!“

Er führte sie unter die ersten Bäume des Kastanienwäldchens.

Kaum fünfzehn Schritte davon schlenderte der Herr Hermann Grohmeier umher.

Die Gaslaternen beschienen ihn.

„Seht Ihr den kleinen blonden Hermann dort?“

„In der schwarzen Kleidung, Herr?“

„Er ist es! Verliert ihn nicht aus den Augen. Es wird eine Dame in grauer Seide und weißem Schawl an ihm vorbei in das Wäldchen gehen; er wird ihr folgen. Ihr folgt ihm; aber er darf Euch

nicht sehen. Hm, Ihr haltet Euch in der Nähe der Beiden. Nach einer Weile werde ich mit einem Herrn kommen. Die Beiden werden dann auseinander fliegen. Das ist der Zeitpunkt, in dem Ihr über den blonden herfallt. Hier habt Ihr jeder Euren Thaler."

„Herr, Sie sollen gut bedient werden", schworen die Matrosen.

„Ich hoffe, jener auch", lachte Helm.

Die Matrosen lachten vergnügt mit ihm.

Helm kehrte zu der Kasse zurück.

„Jetzt muß sie kommen!" sagte er sich.

Er konnte Jeden sehen, der aus dem Circus kam.

Aber die Majorin kam nicht.

„Sollte sie schon heraus sein, ohne daß ich sie sah?"

Er eilte nach dem Kastanienwäldchen.

Der blonde Hofmeister schlenderte noch immer an den ersten Bäumen umher.

„Teufel", fluchte der Herr Helm.

„Wäre sie gar nicht herausgekommen? Was mag passirt sein? Oder will sie mich anführen? Hat sie mich schon angeführt?"

Er mußte es wissen. Er eilte in das Innere des Circus zurück.

Da saß sie, auf ihrem Platze, auf dem sie vorher

gesessen hatte, in ihrem grauseidenen Kleide, in ihrem kostbaren weißen Schawl, und verzehrte ruhig ihr Glas Eis.

Und der Herr Helm gerieth außer sich.

Er stürzte zu ihr.

Sie saß allein; die Bänke um sie her waren leer.

„Werden Sie im Augenblick gehen, Madame?“

„Wohin, Herr Helm?“

„In das Kastanienwäldchen.“

„In das Kastanienwäldchen? Was soll ich da?“

Helm konnte, mußte eine furchtbare Wuth bemeistern.

„Ah so, ah so!“ sagte er. „Aber auch gut. Ihr Herr Gemahl, Madame, wartet auf mich. Ich werde ihn sogleich zu Ihnen führen.“

„Wilhelm!“ sagte die Frau.

„Was wollen Sie, Madame?“

„Sage Hedwig und Du zu mir!“

„Zum Teufel —!“

„Du warst meine erste Liebe.“

„Die erste betrogene.“

„Du bist meine Liebe geblieben.“

„Ah, Teufel!“

„Du warst nie schlecht, Wilhelm!“

„So will ich es jetzt sein.“

„Du kannst nicht!“

„Das wollen wir sehen!“

Er stürzte fort, aus dem Hause, zu der Conditorei. Der Engländer wartete dort noch auf ihn.

„Dam, Sir, Sie blieben lange.“

„Gehen wir jetzt, Sir!“

Sie gingen.

„Sir, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“

„Was ist es?“

„Ihre Frau, Sir —“

„Was ist es mit meiner Frau?“

„Sie sitzt im Circus, und —“

„Und, Sir?“

„Verzehrt ihr Eis.“

Der Engländer sah den Herrn Helm darauf an, ob er den Verstand verloren habe.

„Wie lange bleiben Sie noch hier, Sir?“ fragte ihn Helm.

„Wir reisen morgen ab.“

„Sir, das ist Ihr Glück.“

„Warum, Sir?“

„Sie haben eine brave Frau, Sir. Ich wünsche Ihnen Glück mit ihr.“

Im Innern des Circus wurde geklingelt, zum Zeichen, daß die Vorstellung wieder beginne.

Alles eilte in das Gebäude.

Nur der lange Referendarius Helm nicht.

Er ging in das Kastanienwäldchen, fand die beiden Matrosen, die doch ihren Thaler verdienen wollten.

„Ihr könnt auch gehen, Ihr ehrlichen Burschen.“

Als die Beiden gegangen waren, sah sich der Referendarius um, ob er allein in dem Wäldchen sei, und als er sich davon überzeugt hatte, begann er wie ein Rasender unter den Bäumen umher zu rennen, und er rief:

„Ja, sie hat Recht, ich bin ein Esel, ich bin kein schlechter Kerl! Aber ich will es werden! Ich will kein Lump mehr sein! Ich will ein Schurke werden, ein Spitzbube, ein Betrüger, ein Fälscher —“

Auf einmal hielt er inne.

„Ein Narr bin ich schon“, sagte er ruhiger. „Und da muß ich noch mehr Klarheit sehen.“

Er ging wieder zu der Wohnung der Frau Ehrhard.

Die Dienerin öffnete ihm auf sein Anklopfen.

Sie erschrak, als sie ihn sah.

„Ist das Kind wieder da?“ fragte er.

„Ja.“

„Ich dachte es. Melden Sie mich bei der Frau Regierungsräthin.“

Die Dienerin ging.

„Ob sie mich annehmen wird?“ sagte Helm.

„Die Frau Räthin läßt bitten“, kam die Dienerin zurück.

Helm konnte wieder lachen.

„Himmel, das wird ein Donnerwetter geben! Da werde ich doch einmal wieder der schlechte, boshafte Mensch sein! Ich sehne mich ordentlich darnach. Eigentlich hätte ich zu der Gouvernante und alten Jungfer gehen sollen. Diese Frau Sophie ist zu zart, und da bin ich dann wieder — pah!“

Er war in dem Zimmer Sophiens.

Sie stand vor ihm.

Ehe sie ihn anreden konnte, sprach er.

„Sophiechen ist wieder hier?“

„Ja!“

„Und schläft schon? Es ist spät.“

„Das Kind schläft. — Aber Herr Helm —“

„Ah, warum ich es Ihnen wegnahm und seinem Vater wieder zubrachte, wollen Sie wissen?“

„In der That —“

„Darf ich bitten, mir vorher mitzutheilen, wie das Kind wieder zu Ihnen gekommen ist?“

„Meine Schwägerin brachte es nach einer Stunde zurück.“

„Aus eigener Machtvollkommenheit?“

„Auf Anordnung Ehrhards.“

„Ja, ja! Ich dachte es mir. Der Narr! — Was ließ er Ihnen sagen?“

„Das Kind sehne sich nach seiner Mutter zurück.“

„Weiter nichts?“

„Kein Wort weiter.“

„Hm, das hatte ich nicht gedacht. Sie wollten wissen, Frau Räthin, warum ich das Kind wieder zu seinem Vater brachte. Es sollte zum Vermittler zwischen seinen Eltern werden. Ich habe mich geirrt. Ich habe die Geschichte schlimmer gemacht, als sie stand.“

„Das haben Sie, Herr Helm. Aber —“

„Aber?“

„Sie thaten es aus guter Absicht.“

„Meinen Sie?“

„Ja, Herr Helm. Ich traue Ihnen ein gutes Herz zu.“

„Ein gutes Herz? Sehe Einer! Mir?“

Er wollte sich zum Lachen zwingen.

Er konnte es nicht.

Er nahm die Hand Sophiens.

„Liebe Frau Sophie, vor einer halben Stunde sagte mir Jemand, ich sei kein schlechter Mensch. Es

wurde mir zum ersten Male gesagt, und es war mir, als wenn ich eine Ohrfeige bekommen hätte. Darauf sagte ich mir selbst, ich sei nicht schlecht, und es war mir, als hätte ich mir selbst eine Ohrfeige gegeben. Und jetzt — jetzt höre ich auch von Ihnen, daß ich kein schlechtes Herz habe. — Haben Sie Dank dafür."

Er drückte fast mit Heftigkeit ihre Hand und stürzte fort.

Viertes Kapitel.

Alte Liebe oder dépit amoureux.

Ewald Kuhn erhielt folgende Zeilen aus dem Badeorte von Emma von Branden:

Mein lieber Ewald!

Der Jahrestag der siegreichen Schlacht, in der auch Du jenen hohen Muth bewiesest, soll hier durch eine Ovation für meinen Fritz gefeiert werden. Der Gedanke ist von den hier badenden invaliden Unteroffizieren und Soldaten ausgegangen; die übrige Badegesellschaft hat ihn mit Freuden aufgenommen; der König, der davon erfahren, wird durch einen Adjutanten in einem besondern Handschreiben meinem Manne seine Glückwünsche senden. An diesem Ehrentage für uns darfst Du nicht fehlen. Ohne Dich hätten wir nicht die halbe Freude. Mein Fritz trägt mir auf, Dir das zu

schreiben, mit der freundlichen Bitte an Dich, zu uns zu kommen. Darf ich Dir noch sagen, wie lebhaft und dringend ich meine Bitte mit der seinigen vereinige? Ich kenne die Bedenken, die Du haben könntest, unserer Einladung Folge zu leisten. Entsage ihnen, lieber Ewald, aus Liebe zu mir, zu meinem Mann. Du weißt, wie sehr er Dich liebt, wie hoch er Dich schätzt. Du wirst ihm und mir die Freude nicht verderben. Wir erwarten Dich bestimmt. Fritz grüßt Dich herzlich wie ich.

Deine Emma.

Ewald Kuhn antwortete:

„Meine liebe Emma!

Ich bedurfte mehrerer Stunden der Ueberlegung, bevor ich mich hinsetzen konnte, Deine lieben und gütigen Zeilen zu beantworten. Nicht etwa, weil ich zweifelhaft war, was ich Dir sagen solle; mein Entschluß mußte sofort feststehen. Aber wie sollte ich ihn Dir mittheilen, ohne Deinem braven Manne und Dir zu sehr wehe zu thun! Ich entschied mich für die offene, freie, volle Wahrheit. Sie kann unter Menschen, die sich so achten und lieben wie wir, nicht verletzen; sie ist eine Pflicht, die wir gegen uns haben.

Ich kann meinen Bedenken nicht entsagen, liebe Emma. Sie sind mit mir verwachsen. Ich muß darauf verzichten, Eurer freundlichen Einladung zu folgen, für

die ich Euch meinen herzlichsten Dank sage. Du glaubst nicht, wie wehe es mir thut, daß ich es muß. Wie tief unglücklich hat jener Krieg mich schon gemacht. Jetzt muß er mich auch von Euch trennen, von Euch, die ich so sehr liebe. — Lebe wohl, Emma, Du mit Deinem braven Manne. Behaltet mich lieb, wie ich Euch. Ich bleibe immer

Dein Ewald."

Darauf erhielt Sophie Ehrhard folgenden Brief von Emma von Branden:

„Ich schreibe in Verzweiflung an Dich, meine theuerste Freundin. Ich habe Ewald von uns getrennt. Ich, ich! Ich hatte es gut gemeint. Ich habe mich unglücklich gemacht.

Zur Feier des Jahrestages der — ja, ich muß das Wort schreiben, auch ich — der unglücklichen Schlacht werden hier Festlichkeiten für meinen Mann vorbereitet. Der alte Soldat ist stolz darauf, um so mehr, da der Gedanke von seinen alten Soldaten, den Krüppeln und Invaliden hier im Bade, zuerst angeregt ist. Es wird sein höchster Ehrentag werden. Es sollte auch der meinige sein. Da durfte uns Ewald nicht fehlen. Uns Beiden nicht. Ich mußte an ihn schreiben, auf ausdrücklichen Wunsch meines Mannes ihn zu uns einladen. Er hat unsere Einladung ausgeschlagen und sie

hat uns für immer von ihm geschieden. Dieser Krieg, antwortet er mir, wie tief unglücklich hat er mich schon gemacht; jetzt muß er mich auch von Euch trennen! Ich mußte die Antwort vorher sehen; er konnte nicht anders. Hatte er durch die Ablehnung unserer Bitte sich nicht von uns losgesagt? Wie sollte er wieder vor uns treten! Wie wir vor ihn!

Und was nun, Sophie? Ich bin in einer entsetzlichen Lage. Meinem Manne habe ich von Ewalds Antwort noch nichts gesagt. Ich durfte es nicht. Er weiß, von welchem Unglücke Ewald in dem Kriege betroffen ist. Aber er hat keine Ahnung davon, wie tief es ihn ergriffen hat, wie es ihn als der Fluch seines Lebens verfolgt. Der alte Soldat sieht es eben nur als ein Unglück an, das der Krieg, wie so manches andere, mit sich bringe, und das man verschmerzen könne und müsse, wie das andere. Kann ich ihm sagen, daß Ewald den Krieg verflucht, in ihm nur einen Bruderkrieg sieht! Die Mittheilung würde ihn vernichten. Er liebt auf der Erde keinen Menschen mehr, als mich und Ewald. Und von Ewald würde seine größte That, sein Ruhm, sein Stolz, sein Leben, als ein Brudermord verflucht? Von Ewald, dessen edles Herz, dessen höhere Einsicht, dessen ganze hohe ideale Natur er anerkennt, dem er als einem Höheren sich fügt, sich unter-

wirft? Und, Sophie, er weiß auch, daß ich mich so Ewald unterordne! Müßte ihn nicht der Gedanke fassen, auch ich, seine Gattin, seine Liebe, sein Alles, sehe in ihm den Bruderuörder?

Sophie, was fange ich an?

Und wenn Ewald nicht kommt! Was soll ich ihm sagen? Kann ich ihm seine Antwort zeigen? Und wenn nicht! Und wenn nun Ewald niemals zu uns zurückkehrt, nicht wieder zu uns kommen kann! Wird er nicht Alles wissen wollen? Muß er es nicht?

O, Sophie, wie bin ich unglücklich!

Rathe Du mir! Hilf mir!

Wie? frägst Du mich. Aber ich weiß es ja selbst nicht. Ich weiß nur das Eine, daß ich rathlos, hilflos, unglücklich bin.

Hilf Du mir. Thue Alles was Du willst, was Du kannst. Du bist ja selbst das brave Herz, Du wirst nichts thun, was nicht recht ist. Hilf nur Deiner armen Emma."

Sophie hatte den Brief gelesen.

Was fange ich an? Fragte auch sie sich.

Sie fragte, sie überlegte nicht lange.

Die offene Wahrheit! sagte sie sich.

Da trat Ewald Kuhn zu ihr ein.

„Ich muß zur Residenz", hatte Sophie im Badeorte zu Ewald gesagt.

Sie hatte es ihm gesagt, damit er sie begleiten, damit er aus jener Nähe solle, von der auch sie überzeugt war, sie müsse ihn wie Emma unglücklich machen. Es war aber auch kein leerer Vorwand von ihrer Seite gewesen. Ihre ungewisse Lage mußte zu einem Abschlusse kommen, nach der einen oder anderen Seite; der schlimmste Ausgang konnte sie nicht unglücklicher machen, als der entsetzliche Zustand, in dem sie sich zwischen ewigem Fürchten und Hoffen befand. Den Abschluß glaubte sie nur durch ihre persönliche Anwesenheit in der Residenz herbeiführen zu können.

Ewald hatte sie dahin begleitet.

Er hatte die Vermittlung zwischen ihr und ihrem Manne übernommen. Er mußte dabei besonnen, vorsichtig zu Werke gehen, die geringste Ueberstürzung oder Uebereilung mußte Alles verderben. Er hatte es allerdings mit zwei Menschen zu thun, die in ihren Herzen zu einander gehörten, die einander wieder angehören mußten; nur Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten hatten sie getrennt, hatten sie aber auch trennen können; engherzige Pedanterie von der einen, ein schlaffes Sichgehenlassen, verbunden mit einer nervösen Aufregung und Empfindlichkeit von der anderen Seite. Aber Ehrhard

war noch immer der peinliche Pedant, und Sophie war noch immer unentschlossen und empfindlich wie früher, und zu den alten Fehlern hatte bei Beiden ein gewisser Trotz gegen sich selbst und gegen den Anderen sich hinzugesellt, der in allerlei Weise aus der geringsten Veranlassung neue Nahrung zu ziehen suchte.

„Sophie ist hier", hatte Ewald zu dem Freunde gesagt, als er ihn das erstemal sah.

Es hatte Ehrhard doch einen Stich in das Herz gegeben. Er verfärbte sich und er konnte nur mit halber Stimme darauf antworten. Aber seine Antwort bestand in einem kurzen:

„So!"

„Sie ist unglücklich, Ehrhard!"

„Ich bin es nicht minder."

„Sie hat Sophiechen bei sich, und das Kind ist der reizendste Kindesengel, den man sehen kann."

„Das freut mich."

„Willst Du das Kind nicht sehen?"

„Nein — nein!"

„Ich bringe es zu Dir."

Ehrhard schwieg. Er überlegte doch mit sich.

„Ohne die Mutter!" wollte Ewald seinem Entschlusse zu Hilfe kommen.

„Nein, nein!" war der bestimmte Wille Ehrhards.

„Ich würde mir das Herz schwerer machen, wenn ich mich von dem Kinde wieder trennen müßte. Sophiechen selbst könnte sich unglücklich fühlen.“

Ewald schlug einen anderen Weg ein.

„Hast Du die Klagebeantwortung gelesen, die Bode für Dich gegen Sophie dem Gerichte eingereicht hat?“

„Nein, ich hatte Bode gebeten, ganz nach seinem Ermessen zu verfahren und mich mit jeder Mittheilung über den Prozeß zu verschonen — bis er zu Ende ist.“

„Lies die Schrift, Ehrhard.“

„Warum?“

„Du mußt sie lesen.“

„Warum?“

„Deine Ehre erfordert es. Ich war heute bei Bode. Er wollte sofort zu Dir, Dir Alles erklären. Ich sagte ihm Du würdest zu ihm kommen, ich müsse vorher mit Dir sprechen.“

„Was ist es?“ fragte Ehrhard.

„Du wirst es bei Bode erfahren.“

„Ich werde zu ihm gehen.“

„Und ich werde morgen wieder bei Dir sein.“

Ewald war am anderen Tage wieder bei Ehrhard. Ehrhard war mehr niedergedrückt als aufgeregt.

„Das ist eine Infamie!“

„Du weißt Alles?“

„Alles!“

„Was hast Du gethan?“

„Noch nichts.“

„Was willst Du thun?“

„Sophie weiß, daß ich keinen Theil an der Schurkerei habe!“

„Woher soll sie das wissen?“

„Sie muß es wissen! Sie kann mich nicht für fähig halten, mit einem Menschen, wie Helm, gemeinschaftliche Sache, zumal eine solche zu machen.“

„Ehrhard!“

„Was willst Du?“

„Gehe mit mir! Sage Du das selbst Sophien! Komm, komm, mein Freund.“

Ewald sprach, bat so herzlich.

Ehrhard schwankte.

„Ich!“

„Gehen wir!“

„Zu Sophien?“

„Frage nicht. Gehen wir!“

„Um mich bei ihr zu rechtfertigen? Von einer solchen Nichtswürdigkeit? Hat Sophie mich nur einen Augenblick fähig halten können, so gegen sie zu handeln, so müssen wir für alle Zeiten geschiedene Leute bleiben.“

„Ehrhard, Du leidest zu schmerzlich unter dem

Drucke des eigenmächtigen Verfahrens von Helm, bei dem er übrigens keine schlechte Absicht gehabt haben mag —"

„Du willst ihn vertheidigen?"

„Sprechen wir morgen weiter."

Damit schied Ewald.

An demselben Nachmittage hatte Helm Sophie ihr Kind entführt und zu der Wohnung Ehrhards gebracht.

Als Ehrhard zu Hause kam, erfuhr er es.

Seine Schwester theilte es ihm mit, bevor er das Kind sah.

„Eine neue Infamie Helms!" sagte er.

Dann kam dem einmal von Vorurtheilen eingenommenen, sich selbst quälenden Manne ein neuer Gedanke der Selbstquälerei.

„Auguste!" rief er.

„Bringe das Kind seiner Mutter zurück!" bat er die Schwester.

„Du willst es nicht vorher sehen?"

„Ich kann, ich darf nicht."

Die Schwester brachte sofort das Kind zurück.

Gleich darauf erschien Ewald.

„Gehen wir zu Sophie, Ehrhard!"

„Was sollen wir bei ihr?"

„Sie soll Dir sagen, daß sie Dich freispricht von

jedem Verdachte der Theilnahme an der unglücklichen Schrift."

„O, ich glaube es!"

Ehrhard sprach die Worte mit der tiefsten Bitterkeit seines Herzens, das er selbst so grausam quälte.

„Was ist vorgefallen?" fragte Ewald.

Ehrhard erzählte.

„Und?" sagte Ewald.

„Was willst Du noch wissen?"

„Es war ein unüberlegter Streich Helms."

„Unüberlegt? Er wußte nur zu wohl, was er that und was er wollte."

„Das Kind sollte Euch versöhnen. Ich fürchte, wir haben in neuerer Zeit Helm in manchen Dingen Unrecht gethan."

Ehrhard lachte bitter.

Dann sprach er mit einem fast entsetzlichen Ernst:

„Beantworte mir eine Frage, Ewald. Glaubst Du, daß Helm mit oder ohne Einverständniß Sophiens mir das Kind gebracht hat?"

„Mensch —!"

„Beantworte meine Frage."

„Nein", sagte Ewald „Aber ich will Dich an die Worte erinnern, die Du gestern sprachst. Könnte Dich Sophie, sagtest Du, nur einen Augenblick fähig halten,

bei der Abfassung der Klagebeantwortung mit Helm im Einverständnisse gewesen zu sein, so wäret Ihr für alle Zeit geschiedene Leute."

Ehrhard wurde finsterer.

„Meine Frage hast Du damit beantwortet", sagte er. „Meinen Argwohn, meine Ueberzeugung hast Du nicht erschüttert. Und — höre mir zu, und vergiß meine Worte nicht — auch jene Schrift wurde nicht ohne Vorwissen Sophiens gemacht."

„Ehrhard, Ehrhard, Du bist sehr krank!"

„Gesünder als Ihr", rief der Unglückliche. „Hatte nicht Sophie, als sie von hier, aus diesem Hause das Kind raubte, im Einverständnisse mit Helm gehandelt? Waren wir nicht Alle, Du mit uns, einig darüber, daß sie mit Helm vorher gesprochen, daß er ihr Anleitung gegeben, ihr Muth zugeredet habe?"

Ewald mußte schweigen. Der Schein war damals so gewesen. Er hatte nachher nie mit Sophie darüber gesprochen.

„Ich werde es erfahren!" sagte er. „Und damit noch einmal bis morgen!"

Es war schon spät geworden.

An dem späten Abend konnte Ewald nicht mehr zu Sophien gehen. Nur von ihr konnte er erfahren, was er wissen wollte.

Am anderen Morgen begab er sich zu ihr.

Sie hatte kurze Zeit vorher den Brief Emmas erhalten.

„Was nun?“ hatte sie nach dem Lesen des Briefes sich gefragt.

Offene Wahrheit hatte sie sich geantwortet.

„Offene Wahrheit! gegen Ewald!“ war ihr Entschluß.

Da trat er zu ihr ein.

Sie erschrak doch im ersten Augenblick, und das eigene Leid drängte sich vor. Sie erwartete, was er ihr zu bringen habe.

„Eine Frage, Sophie, sagte er. Ich war bei Ehrhard, als Sie ihm Sophiechen entführten. Wir hatten kurz vorher Helm da gesehen; er benahm sich zweifelhaft gegen uns. War er mit Ihnen im Einverständnisse?“

Sie erblaßte bei der Frage; aber ein edler Zorn führte rasch die Farbe in ihr Gesicht zurück.

„Ewald, die Frage stellen Sie nicht an mich!“

„Beantworten Sie sie mir, Sophie. Ich bitte Sie darum.“

„Hören Sie mir zu.“

Sie erzählte ihm, wie sie damals auf die Aufforderung ihres Advokaten in die Residenz gekommen sei,

um mit ihm über den Prozeß zu reden. Durch die Unterredung sei es ihr klar geworden, daß ihr eheliches Verhältniß für immer zerrissen sei. Vor ihrer Abreise habe sie da noch einmal das Haus wiedersehen wollen, in dem sie, nur zu kurze Zeit, so glücklich gelebt habe, in dem ihr Kind noch lebe. Ihr Kind, das sie so lange nicht mehr gesehen. Konnte man es ihr verdenken, daß heiße Sehnsucht nach seinem Wiedersehen sie ergriff! Sie fuhr in den Wald bei Ehrhards Wohnung; sie ließ den Wagen im Walde halten, ging in das Landhaus, sah ihr Kind, konnte sich nicht wieder von ihm trennen, nahm es mit sich.

„Und Helm?“ sagte Ewald. „Er war zugegen. Hatten Sie mit ihm gesprochen?“

„Ich habe ihn nicht gesehen, nicht gesprochen. Er will mich gesehen haben. Er ist ein Mensch, der die Schwächen des menschlichen Herzens kennt. Da wußte er, was geschehen werde.“

„So ist es“, sagte Ewald.

Er war überzeugt und zufrieden.

Aber Sophiens Zorn hatte jetzt eine Frage, eine Forderung.

„Ewald, wer sandte Sie mit Ihrer Frage zu mir?“

„Erlassen Sie mir die Antwort, meine liebe Sophie.“

„Ah, Sie haben sie mir gegeben.“

Sie sprach es mit tiefem Schmerz, dann weinte sie still vor sich hin.

„Sophie“, sagte Ewald mit seiner geraden Offenheit, „hatten Sie nicht auch Ehrhard in dem grundlosen Verdachte, in seinem Auftrage habe Helm jene unglückliche Schrift verfaßt?“

Sophie erhob sich.

„Ja“, sprach sie. „Und ich büße heute dafür schwer. Und doch wieder nicht. Dieser Augenblick hat mir endlich die volle Ueberzeugung gegeben, daß jede Hoffnung die noch in mir lebte, ein Wahn war. Ich werfe jetzt alles Hoffen von mir ab; da hört auch das entsetzliche Fürchten auf. Ich werde fortan ruhig leben.“

Ewald schüttelte den Kopf. Er kannte die unglückliche Frau. Ruhe konnte sie in ihrer Lage nicht finden, nicht die Ruhe des Grabes, nicht die Apathie der Verzweiflung. Aber sollte er ihr das sagen? Jetzt! Und was konnte er sonst ihr sagen?

Sie befreite ihn von seinem Nachsinnen darüber. Sie hatte für den Augenblick Energie.

„Lassen wir jetzt meine Sache, Ewald, lesen Sie diesen Brief. Er setzte mich in Angst, in Schreck, in Verlegenheit. Dann hatte ich nur einen Weg. Lesen Sie!“

Sie übergab ihm den Brief Emmas.

Als er die Handschrift sah, wußte er, was es war.

Er konnte mit Ruhe lesen.

Und als er gelesen hatte, konnte er mit voller Ruhe und mit festem Entschlusse sagen:

„Sophie, schreiben Sie Emma, daß ich komme!"

„Sie kommen!" rief Sophie.

Sie wollte es glücklich rufen, trotz des eigenen Schmerzes glücklich für die Freundin.

Es wurde ein Schmerzensschrei daraus, ein Schmerzensschrei für die Freundin und für den Freund, der vor ihr stand.

Hatte nicht sie selbst die Beiden getrennt? Hatte nicht sie zu Ewald gesagt: Sie müssen fort von ihr, um Emmas willen, um Ihretwillen? Und nun führte sie die Beiden wieder zusammen!

„Was erschreckt Sie, Sophie?" fragte er sie.

Sie hatte keine Antwort für ihn, wie er vorhin keine für sie gehabt hatte.

Aber ihr Schweigen war auch ihre Antwort.

„Ich muß zu ihr, Sophie", sagte er. „Mag werden, was will."

„Wir sehen uns vor Ihrer Abreise, Ewald?"

„Nach meiner Rückkehr, Sophie. Dann wird mein erster Gang zu Ihnen sein. Ich bedarf dann eines

Herzens. — Sie waren schon dem Jüngling Freundin. Seien Sie es auch dem gebrochenen Manne. Ich werde dann noch eine Lebensaufgabe haben, Ehrhard zu Ihnen zurückzuführen, zu Ihnen und zu Ihrem Kinde. Und dann —! Leben Sie wohl, Sophie!"

Er stürzte fort.

„Was war das? Was hat er vor?" fragte sich Sophie.

Und während sie sich die Frage stellte, hatte sie sich die Antwort gegeben.

„Der Arme! Wie sind sie Beide so unglücklich!"

Ewald ging draußen langsamer.

Er konnte dem Gedanken, der ihn während der Unterredung mit Sophien fast überwältigt hatte, mit Ruhe nachgehen, den Entschluß, der sich hastig in ihm hervorgedrängt hatte, hin und her erwägen. Der Gedanke hatte ihn wohl nicht zum ersten Male erfaßt; über den Entschluß hatte er wohl schon öfter gegrübelt. Jener hatte früher nur nicht die Macht über ihn gewonnen, wie jetzt; der Entschluß hatte nicht zur Reife gelangen können.

Er wurde jetzt fest in ihm.

„Es muß sein!" sagte er sich.

Und wie er das Wort mit dem klaren, festen Vor-

satze ausgesprochen hatte, war eine große, wie erhabene Ruhe über ihn gekommen.

Helm begegnete ihm, gesellte sich zu ihm. Ewald wies seine Begleitung nicht zurück. Sie war ihm gleichgültig in der Stimmung, in der er war. Er hatte ja auch den ihm sonst nur widerwärtigen Menschen in neuerer Zeit mit etwas anderen Augen betrachten können.

„Du kommst von Sophie?“ fragte ihn Helm.

„Ich komme von ihr.“

„Ich wollte zu ihr. Aber es hat Zeit. Ich gehe mit Dir. Vielleicht muß ich dann gar nicht mehr zu ihr. Hast Du Neuigkeiten aus dem Bade?“

„Nein.“

„So habe ich einen ganzen Sack voll. Aber nachher. Was fangen wir mit Ehrhard und Sophie an? Ich habe ein paar dumme Streiche gemacht.“

„War der erste blos eine Dummheit?“ fragte Ewald.

„Pah, eine Schlechtigkeit war es gerade auch nicht. Ich dachte, die Beiden müßten nun einmal auseinander.“

„Jetzt denkst Du anders?“

„Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“

„Es handelt sich darum, sie, die sich selbst getrennt haben, wieder zu vereinigen. Wüßtest Du ein Mittel?“

„Ich wollte mit Sophien darüber sprechen. Es kommt zunächst darauf an, ob sie zurück will."

„Sie will jetzt unter keinen Umständen mehr."

„Ah, dann müssen wir sie zwingen. Sie muß überrumpelt werden. Sie ist schwach."

„Und Ehrhard?"

„Auch ihn muß man überrumpeln. Und gibt dann Sophie nach, will sie bei ihm bleiben, meinst Du, er werde sie wieder fortjagen?"

Ewald sann doch nach.

„Nein", sagte er dann. „Es wäre unehrlich von uns gehandelt; es könnte keine guten Früchte tragen."

Helm aber lachte.

„Was willst Du? Mit Eurem erhabenen Tugendheldenthum lockt Ihr keinen Hund unter dem Ofen hervor. Wir müssen sie zusammenbringen, ohne daß sie es ahnen. Sehen sie sich einmal wieder in die Augen, so haben sie sich in die Herzen geblickt, und ich möchte wissen, wer und was sie wieder von einander reißen könnte. Wir Zwei müssen nur gemeinschaftlich handeln. Hast Du Lust?"

„Es ist nicht ehrlich, Helm!"

„Zum Teufel —! Aber überlege Dir die Sache. Sprechen wir morgen weiter darüber. Ich hatte Dir

Nachrichten aus dem Bade mitzutheilen. Hast Du schon gehört, daß Fräulein Rebekka heirathen will?“

„Rebekka!“ sagte Ewald.

„Ah, es gibt Dir wohl einen Stich in das Herz? Ja, und zwar ist sie auf ihre erste Liebe zurückgekommen, den schönen Joseph Heimann, oder Heinemann; ich weiß noch immer den Namen nicht recht. Wie sie wieder darauf gekommen ist, willst Du wissen? Entweder, oder! Alte Liebe rostet nicht, oder dépit amoureux! Wir haben die Wahl. Ich kann Dir nur sagen, daß Fräulein Rebekka an ihre Mutter geschrieben hat, sie müsse den Joseph haben; daß die Mutter darüber halb in Freude und halb in Sorge ist; in Freude, weil Rebekka doch nun Jüdin bleiben wird; in Sorge aus mancherlei Ursachen; davon ist eine, daß ihr Mann noch nichts weiß, und daß sie nicht den Muth hat, es ihm mitzutheilen. Sie will vorher mit Rebekka sprechen, und zu dem Ende, da Rebekka nicht hierher will, nach dem Bade reisen. Da fällt mir ein, Du kannst ihr einen Ritterdienst leisten und sie hin begleiten. Vielleicht wird dann aus der ganzen Sache nichts, vielleicht erst recht. Hin wirst Du übrigens auf jeden Fall müssen; davon gleich. Vorher noch eine andere Neuigkeit, die gleichfalls das Haus Martell betrifft, und die dem Vater Freude macht, aber nicht der Mutter.

Fräulein Sarah — Sabina hat sich verlobt, mit dem Grafen Sternwald. Sabinchen bekommt sogleich zweimalhunderttausend Thaler mit, und der Graf hat das Geld nöthig. Der alte Jude, ich meine den Vater Baron, ist freilich klug dabei; das Geld wird zur Bezahlung der Schulden verwandt, die auf den Gütern des Grafen haften, und der Baron läßt sich die Güter dafür verschreiben. So ist sein Schwiegersohn im Grunde sein Stiefelputzer — pah, auf meinen Wichsier komme ich gleich. Heute Abend wird das Verlobungsfest bei dem Baron gefeiert. Alles was er von Fürsten und Grafen in und außer Landes an seinem Eisenbahn- und Bergwerk- und anderen Schwindel Theil nehmen läßt, ist eingeladen; selbst ein russischer Fürst wird da sein. Es gibt eine großartige Festlichkeit; Fräulein Sabina schwimmt in Wonne; den Grafen Bräutigam sah ich vorhin mit einem Gesichte voll Katzenjammer am Fenster stehen. Jetzt schon! — Hm, das eine Fest bringt mich auf ein anderes, und auf meinen Wichsier. Du hast doch von der Ovation gehört, die sie im Bade Deinem Vetter, dem General von Branden, darbringen wollen?"

„Ich weiß davon!"

„Warum errötheſt Du bei den drei Worten?"

Helm erhielt keine Antwort auf die Frage; er hatte auch wohl keine erwartet. Er fragte weiter:

„Aber hingehen wirst Du?“

Er erhielt auch darauf keine Antwort.

Er lachte und fuhr fort:

„Du wirst müssen, zumal wenn Du die Nachrichten meines Stiefelputzers aus dem Grünen Baum erfährst. Ich setze mich gern mit aller Welt in Correspondenz, und so erhalte ich von aller Welt Neuigkeiten! Da schreibt mir nun mein Wichsier von großartigen Verschwörungen, die gegen jene Ovation angezettelt sind. Die Frau von Wangern — Du erinnerst Dich der Dame doch?“

„Ich erinnere mich ihrer“, mußte Ewald Kuhn diesmal antworten.

„Auch, wie Du und Deine schöne Cousine sie auf den Tod beleidigt hattet?“

„Nun!“ sagte Ewald.

„Nun, dafür will sie jetzt ihre Rache nehmen. Sie ist die Seele der Verschwörungen. Sie hat ihren Mann dazu herkommen lassen, der ein Schafskopf ist, und ein paar Neffen oder Vettern, die die frechsten Burschen von der Welt sein sollen.“

„Und was will sie?“ fragte Ewald.

„Was sie will? Ihre Rache! Aber wie sie die will! Das wußte mein Wichsier nicht, und also weiß auch ich es nicht. Er schreibt mir nur, dunkle Gerüchte

zögen schauerlich durch die ganze Badewelt, daß das Fest gestört und der General und die Generalin auf das tiefste gekränkt und lächerlich gemacht werden sollen. Du siehst also, Du mußt hin, auf alle Fälle. Willst Du nicht den Ritter der alten Jüdin spielen, den Deiner schönen Cousine mußt Du machen. Wahrscheinlich werde ich übrigens zu Deiner Hilfe da sein. Der verdammte Baron Heimbach macht uns wieder Sorgen, dem Herrn von Martell und mir nämlich. Der Mensch war spurlos verschwunden. Um seinetwillen eigentlich hatte ich an meinen Wichsier im Grünen Baum geschrieben, und ich erhalte wirklich die Antwort, daß man einen Menschen wie ihn im Orte gesehen haben wolle. Da werde ich wohl hin müssen. Also bei Philippi wieder! Wir sind hier an der Kanzlei meines Justizraths. Ich muß doch sehen, was es da für mich gibt. Ich kann den braven Mann doch nicht ganz links liegen lassen. Flectere si nequeo superos. — Aber es paßt wohl nicht! Auf Wiedersehen!“

Der lange Referendarius ging in die Kanzlei des Justizraths Bode.

Ewald Kuhn schritt in tiefen Gedanken weiter.

Viertes Kapitel.

Ovationen.

Die Generalin von Branden und die Comteß Lucia von Breitenberg saßen an dem Flügel in dem Gartensalon. Die junge Comteß spielte, die Generalin überwachte und leitete ihr Spiel. Das Kind hatte Sinn und Talent für Musik, nur ihre Ausbildung darin war vernachlässigt worden. Die Generalin war Meisterin auf dem Klavier; sie übernahm den Unterricht des Kindes. Im Winter sollte er durch Lehrer in der Residenz fortgesetzt werden.

Emma von Branden und Rebekka von Martell hatten sich in die beiden Comtessen Breitenberg getheilt.

Die Generalin hatte sie beide für sich nehmen wollen.

„Wir haben ja beide Theil an ihren traurigen Schicksalen“, sagte Rebekka.

Emma gab ihr nach.

So war die ältere Schwester Marie bei Rebekka, und die beiden, im Alter wenig verschieden, waren Freundinnen geworden.

Die kleine Lucia war in dem Hause des Generals, und Emma war ihr Mutter und Erzieherin.

Das Kind, das früh seine Mutter verloren hatte, und von dem leichtsinnigen Vater vernachlässigt war, bedurfte der Freundschaft und der Erziehung der Mutter. Und durch beide machte Lucia die glücklichsten Fortschritte. Bei herrlichen Anlagen hatte sie eine sanfte Gemüthsart und einen fröhlichen Sinn.

Wie mußte sie damit bei der herrschsüchtigen und geizigen Tante und bei den frechen, ungezogenen Cousinen, denen sie Kammerjungfer war, gelitten haben!

Sie war jetzt die Freude der Generalin und die Lust des alten Generals.

„Könnten wir doch immer das Kind behalten!“ sagte er täglich zu Emma.

Man sah ihm dabei an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte, was er der Gattin nicht, oder noch nicht auszusprechen wagte.

Dachte er an ein Adoptiren des Kindes?

Die Generalin saß mit trübem Blick neben dem Kinde. Ein Kummer, eine Sorge drückte sie; eine innere Unruhe wollte sie nicht auf ihrem Platze leiden. Sie war dennoch aufmerksam auf das Spiel Lucias. Nur zuweilen flogen ihre Blicke zur Seite, unwillkürlich, nach der offenen Flügelthür des Salons, die in den Garten führte, und dann nach einer halb offenen Seitenthür, durch die man in ein Nebenzimmer sah. Zu der Gartenthür wandte der Blick sich mit unruhiger Erwartung, zu der Seitenthür dann mit einer heimlichen Besorgniß.

Durch die Seitenthür sah man den General von Branden. Das Nebenzimmer war sein Cabinet. Er saß an seinem Schreibsecretär. Er war beschäftigt mit Aufzeichnungen, die zu einer Geschichte des letzten Krieges dienen sollten. Er selbst hatte in diesem Kriege die hervorragende entscheidende Rolle gehabt.

Das Spiel nebenan störte ihn in seiner Arbeit nicht; es schien sie vielleicht zu fördern. Er beschrieb Schlachten. In das wilde Morden der Schlacht werden die Menschen durch das Rauschen und Schmettern der Musik getrieben. Freilich war das wohl eine andere Musik und — treten wir dem braven General nicht zu nahe.

Und doch war er der alte Soldat. Die Erin-

nerung an die Kämpfe, an die Mühen, Entbehrungen und Strapazen, an den Donner der Kanonen, an das Knattern des Gewehrfeuers, an das Stampfen der Rosse, an das Schreien der Menschen, an alle die Wuth, an all das Blut —. Die Augen des alten Feldherrn blitzten, seine Wangen waren geröthet, sein schönes, kräftiges Antlitz war das Ideal eines Heldengesichts.

So sah ihn auch seine Gattin. Und sie mußte mit jener heimlichen Besorgniß zu ihm blicken? Aber thun wir auch ihr kein Unrecht. Manchmal entzündete doch der Anblick des Heldengreises ein edles Feuer in den schönen Augen und auf den feinen Wangen Emmas. Allein verhehlen dürfen wir auch wieder nicht, wie plötzlich dann ein heftiges Zucken durch den ganzen Körper der schönen jungen Frau fuhr, wie ihre Wangen bleich wurden, in ihren Augen das Feuer erlosch, ein innerer Druck ihr die Brust zusammenzupressen schien, eine innere Unruhe die Brust ihr zu zersprengen drohte.

Und auf einmal sprang sie auf.

Sie hatte in dem Garten ein Geräusch gehört, durch die Flügelthür geblickt.

Rebekka Martell nahete sich, mit Maria Breitenberg.

Auch Lucia war aufgesprungen.

Sie flog auf die beiden Ankommenden zu, der Schwester entgegen.

Und das fröhliche Kind sang dabei mit heller Stimme:

Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

Sie lag in den Armen der Schwester.

„Aber ich bin nicht betrübt, Marie! Hier nicht, hier nie!“

Sie liebte ja auch nicht.

Neben ihr aber stand ein Herz, das liebte und zum Tode betrübt war, und Rebekka schüttelte leise und schmerzlich das Haupt, als sie in die Augen Emma's blickte.

„Armes Herz, das liebt wie Du! Kann, darf das Jauchzen über Dich kommen? Das Jauchzen zu dem hohen, zu dem reinen Himmel hinauf!“

Und auch in dem eignen Herzen Rebekkas schien Betrübniß genug zu wohnen.

„Machen wir eine Promenade durch den Garten“, sagte sie zu Emma.

„Du hast mir etwas mitzutheilen, Rebekka?“

„Ja.“

„Und es ist nichts Angenehmes!“

„Nein."

Die beiden Schwestern hatten eine Laube aufgesucht.

Emma und Rebekka gingen zwischen den Beeten des Gartens.

„Was ist es, Rebekka?"

„Der Referendarius Helm ist hier."

„Ewald kommt nicht?"

„Helm wußte es nicht, oder wollte es nicht wissen. Es ist so seine Art, Winkelzüge zu machen. In manchen Dingen ist er wieder offen und gerade genug. In den unangenehmen. Und diesmal muß auch ich es darin sein, meine arme Emma."

„Sprich es aus; ich bitte Dich."

Helm war kurz vorher bei Rebekka gewesen.

„Ich komme aus der Residenz, gnädiges Fräulein. Ich kam heute früh mit der Post hier an. Mein erster Gang war zum Grünen Baum. Mein Wichsier wartete schon auf mich. Von ihm erfuhr ich sonderbare Dinge. Wissen Sie schon davon, gnädiges Fräulein?"

„Was soll es sein?" fragte Rebekka.

„Morgen wird hier der General von Branden, der Schlachtenheld gefeiert."

„Es ist morgen der Jahrestag der siegreichen Schlacht."

„Und mit dem General wird auch seine Gemahlin und Ihre Freundin gefeiert!"

„Die Generalin?"

„Und davon wissen Sie noch nichts?"

„Kein Wort!"

„Ja, ja, es ist eine absonderliche Feier für sie, eine, die man gern ganz im Geheimen vorbereitet, und von der man am allerwenigsten zu den Freunden der Betheiligten spricht."

„Sie sagen das so sonderbar, Herr Helm?"

„Es ist auch eine sonderbare Geschichte. Hören Sie. Die Feierlichkeiten beginnen am frühen Morgen. Ständchen, Gratulationen, Aufzug der Invaliden! Ein Abgesandter des Königs mit einer Ueberraschung von Seiten der Majestät. Was es ist, weiß ich selber nicht. Ich zerbreche mir vergebens den Kopf darüber. Der General von Branden ist jetzt so ungefähr, was im Jahre 1815 der alte Blücher war. Und als er alle wirklichen und möglichen Orden der Welt hatte, und eine Gelegenheit kam, bei der man ihn wieder auszeichnen mußte, wurde ein ganz besonderer Orden nur für ihn erfunden, und als ihm der umgehängt wurde, sagte der Alte: Gott sei Dank, nun müssen

sie das nächste Mal doch endlich mit Geld kommen! Geld, mein gnädiges Fräulein, hat nun unser braver General auch schon bekommen. Es ist also unberechenbar, womit man ihn morgen überraschen wird. Von Seite des Königs, meine ich. Denn, was ihm von anderer Seite werden soll, darüber habe ich bestimmte Nachrichten. Die Frau von Wangern —"

Rebekka mußte den Schwätzer unterbrechen.

„Die Frau von Wangern?" rief sie mit Schrecken.

„Ja, die Dame will sich sehr an der morgenden Feier betheiligen. Sie hat schon ihren Mann dazu herkommen lassen, der ein Schafskopf ist, und ihre beiden Neffen, die die durchtriebensten und frechsten Burschen von der Welt sind. So will sie ausprobiren, welche Bosheit schlimmer ist, die im Bunde mit dem Verstande, oder die mit der Dummheit. Aber halte ich Sie mit meinen Bemerkungen nicht auf und kommen wir zur Sache: Ich sprach von bestimmten Nachrichten. Sie rühren von meinem Stiefelputzer her, mein gnädiges Fräulein. Der Mann hat ein Spürtalent, das ihn zum Polizeidirector mit dem Range eines Geheimen Regierungsrathes qualificirte. Besagtes Talent führte ihn gestern in das Atelier eines Malers, der wie jeder zum Stubenmalen herunterge-

kommene Künstler ein verdorbenes Genie ist. Der Mensch sitzt vor einer großen Schnapsflasche und einem großen Bilde. Der Flasche spricht er zu, an dem Bilde malt er. Und zwar zaubert sein Pinsel auf die Leinewand einen Hochzeitszug, in welchem sich präsentiren: Erstens ein alter silbergrauer Invalide, der auf zwei Krücken geht und außerdem von zwei Faunen, die mit ihren Ziegenschwänzen, spitzen Ohren und allerliebst hervorsprossenden Hörnern die reizendsten Brautführer machen. Dem so geleiteten Bräutigam folgt dann die Braut im Arm eines jungen Gottes, im, nicht am Arm, mein gnädiges Fräulein; denn der Arm hat sich zärtlich um die Taille der schönen Braut gelegt, die ihn dafür mit einem liebevollen Blick belohnt. Anderes lustiges Volk folgt, und darunter sind, wie mein Stiefelputzer meinte, auch Sie, mein werthes Fräulein. Denn, was Sie bereits werden errathen haben, das Bild enthält lauter Porträts. Der Invalide wird nach einer Photographie des Generals von Branden gemacht, die von den Verwandten der Frau von Wangern aus der Residenz mitgebracht ist; die Braut wird gemalt nach einer Zeichnung, die einer der Herren mit täuschender Aehnlichkeit von der Generalin entworfen hat. Aehnlich wird es wohl mit Ihrem Bilde und den anderen sein; mein Gewährs-

mann war unhöflich genug gewesen, sich nicht näher darum zu kümmern. Bestellt, mein gnädiges Fräulein, ist das Bild von dem alten Herrn von Wangern, und wozu es dienen soll? An das Tageslicht wird sich die Intrigue morgen nicht wagen. Der Adjutant des Königs ist als Abgesandter Seiner Majestät da; andere Herrschaften und angesehene Persönlichkeiten werden sich einfinden und würden eine Infamie nicht aufkommen lassen. In den dunklen Abend aber und zu den gemeinen Soldaten und Bürgern und Arbeitern, die den braven General als den Vater der Armen feiern, und da zu ihm und seiner armen Frau, da will die freche, hinterlistige Niederträchtigkeit hervortreten. Die Badehäuser und Wohnungen der verwundeten und kranken Soldaten werden morgen Abend illuminirt werden; an Fenstern und Thüren werden Transparenten erscheinen, Schlachtenbilder die Thaten des Feldherrn verherrlichen. Der General und die Generalin werden eingeladen, die Illumination sich anzusehen. In dem Momente, da sie im Wagen erscheinen, da die Menge jubelt und Hurrah und Hoch ruft, da wird dann noch auf einmal ein Fenster hell, das bisher allein im tiefen Dunkel verschlossen gehalten war, um die Aufmerksamkeit Aller zu spannen, und hell erleuchtet zeigt sich der Hochzeitszug des alten

Invaliden auf den Krücken, mit den beiden frechen Faunen, mit der schönen —"

„Halten Sie ein!" rief Rebekka.

Sie bebte, sie war leichenblaß.

„Hm, mein gnädiges Fräulein, soll ich zu einer zweiten Ueberraschung übergehen, die man dem General bereitet? Sie geht die schöne Frau Emma nicht mit an, aber Sie."

„Mich?"

„Nun ja, wenn auch nicht gerade unmittelbar."

„Erzählen Sie."

„Die beiden jungen Herren von Wangern haben zwei Bänkelsänger mitgebracht, und ihnen ein Lied angefertigt, das morgen Abend bei der Illumination gesungen werden soll, und das Lied besingt den Ankauf von Birkenfelde, allerdings im Sinne der Frau von Wangern. Mein Ueberall und Nirgendswo Wichsier, dem die beiden fahrenden Sänger auffielen, und der sie blauschte, ist Ohrenzeuge gewesen, wie sie das Lied einübten, und er erzählt Wunderdinge von Bosheit darüber. Ein paar Verse kann ich Ihnen mittheilen, mein verehrtes Fräulein. Befehlen Sie?"

„Nein, nein!" rief Rebekka mit Abscheu.

„Haben Sie noch mehr?" fragte sie dann.

„Ich denke, es ist genug", sagte Helm.

Er hatte wohl Recht.

„Was fangen wir an, Herr Helm?“ fragte Rebekka.

„Wir, mein Fräulein?“

„Dürfen wir solche Infamie dulden?“

„Was haben wir für Mittel dagegen?“

„Die Polizei —“

Aber sie hatte den Gedanken schon verworfen, bevor sie das Wort ganz aussprach.

„Nein, nein!“ rief sie.

Und Helm sagte:

„Sie haben Recht mit diesem Nein! Das Einschreiten der Polizei würde den Skandal nur noch größer machen.“

„Welches Mittel wüßten Sie, Helm?“

Helm zuckte die Achseln.

„Meine Weisheit ist hier so ziemlich zu Ende. Es handelt sich darum, eine Bosheit zu hintertreiben. Wäre es umgekehrt, so würde mein Witz da sein, obwohl ich zu solchen Niederträchtigkeiten Gottlob noch nie die Hand geboten habe. Sinnen Sie einmal nach, mein Fräulein. Frauenrath —“

Rebekka sann lange nach.

„Ich finde nichts“, sagte sie.

„Ein Mittel wüßte ich“, meinte dann Helm.

„Nennen Sie es.“

„Hm, mein Fräulein, erinnern Sie sich einer Geschichte, die ich einmal auf der Eisenbahn von dem musikalischen Duell eines Leibfuchses erzählte?“

„Wer sollte sich hier schlagen?“ rief Rebekka.

„Ewald Kuhn!“

„Mit?“

„Mit den beiden jungen Herren von Wangern. Er fordert sie; dann dürfte, nach den Gesetzen der Ehre, weder das Transparent erscheinen, noch das Lied gesungen werden.“

„Würden die ehrlosen Buben sich dem Gesetze der Ehre unterwerfen?“

„Allerdings, mein Fräulein; sie sind ja von Adel, und der Adel müßte sie ausstoßen.“

„Müßte!“

„Und würde es. Sie begreifen solche Widersprüche wohl nicht, mein gnädiges Fräulein. Sie bilden den Unterschied zwischen innerer und äußerer Ehre, zwischen der inneren Würdigkeit des Menschen und dem äußeren Firniß des Standes. Darum, mein Fräulein, kann auch eine bürgerliche Canaille, wie ich, nicht mitreden.“

Rebekka schwieg darauf; aber sie hatte eine andere Frage:

„Wenn Ewald nicht käme?“

Darauf sah Helm sie fast verwundert an.

„Hm, Fräulein, ich erwartete Ihre Frage: wenn nun Ewald käme?“

Rebekka erröthete.

Helm fuhr fort:

„Die beiden jungen Herren sind frech, sie haben auch den Muth jener äußeren Standesehre. Und, mein gnädiges Fräulein, nicht ich hätte dann meinen Leibfuchs in ein Duell getrieben, das —“

„Enden Sie“, sagte Rebekka.

„Das für den einen oder den anderen Theil einen tödtlichen Ausgang haben könnte.“

Rebekka stand wieder sinnend. Aber sie war nicht wieder blaß geworden. Sie suchte ruhig einen Entschluß zu gewinnen.

Sie fand wohl nur einen vorläufigen.

„Ich werde mit Emma sprechen. Kommen Sie über eine Stunde wieder zu mir.“

Der lange Referendarius hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Mein gnädiges Fräulein, ich habe noch eine Nachricht apart für Sie.“

„Theilen Sie sie mit.“

„Der Baron Heimbach ist wieder hier.“

Rebekka nahm die Mittheilung völlig gleichgültig auf, erwiderte nichts.

Den Herrn Helm verwunderte das.

„Er kann nur um Ihretwillen hier sein, mein Fräulein!“

„Ich fürchte ihn nicht“, sagte Rebekka.

„Was hat die?“ fragte sich Helm, indem er ging.

Rebekka ging mit Marie Breitenberg zu der Generalin Branden.

Rebekka mußte offen und gerade sein in dem Unangenehmen, das sie der Freundin zu bringen hatte, die sie schon betrübt genug fand. Alles konnte sie dennoch nicht mittheilen.

„Es betrifft die morgende Festlichkeit, Emma. Sie soll zerstört werden, auf eine gemeine Weise, auf Anstiften der Frau von Wangern; die Frau will ihre Rache.“

„Ich fürchte die Frau und ihre Rache nicht“, antwortete auch Emma mit ihrem klaren Stolze.

Und Rebekka erschrak über die Ruhe der Antwort.

„Ihr sollt an Eurer Ehre angegriffen werden, Emma.“

„Wir?“

„Du und Dein Mann; Beide!“

„Du weißt Näheres darüber?“

„Durch Helm, und ich fürchte, er hat diesmal nicht übertrieben.“

„Was wußte er?“

„Das Quartier der Invaliden wird morgen Abend erleuchtet werden.“

„Man hat es mir gesagt.“

„Unter den Transparenten wird, wenn Du und Dein Mann ankommt, ein Bild erscheinen, das auf Deine Verheirathung mit dem greisen General Bezug hat.“

Die Generalin mußte sich auf eine Bank setzen; ihr ganzer Körper zitterte.

„Abscheulich!“ rief sie.

„Was wird das Bild enthalten?“ sprang sie dann auf.

„Erlaß es mir, Emma. Ihr dürft es nie erfahren, weder Du noch Dein Mann.“

Emma setzte sich still wieder hin.

„Arme Emma“, sagte die Freundin. „Ich muß Dir noch mehr mittheilen.“

„Das war noch nicht genug?“ schrie die Generalin auf.

„Deines Mannes Ehre“, mußte Rebekka fortsetzen, „soll auch noch in anderer Weise angegriffen

werden. Ein Bänkelsänger soll die Geschichte des Ankaufs von Birkenfelde erzählen."

Emma erhob sich. Sie hatte ihre Ruhe, ihren Stolz wieder.

„Rebekka, welchen Entschluß für uns hast Du zu Deinen Nachrichten uns mitgebracht?"

„Ich wollte ihn mit Dir berathen. Ich sehe, Du hast mit klarem Sinn schnell das Richtige getroffen."

„Was wolltest Du mir rathen, Rebekka?"

„Ich war in der That noch nicht einig mit mir."

„Mache mir Vorschläge!"

„Du könntest noch heute mit Deinem Manne abreisen."

Emma schüttelte den Kopf.

„Ich müßte ihm den Grund angeben!"

„Es wäre nöthig!"

„Und Du meinst, der Mann, der tausend und tausend Gefahren muthig überwunden hat, werde hier feige zurückweichen."

„Es handelt sich um eine Niederträchtigkeit, Emma!"

„Um so größer ist der Muth; um so weniger wird er meinem Manne fehlen."

„Dein Entschluß wäre also?"

„Wir bleiben. Wir fahren zu der Illumination,

wie es beschlossen war. Wir sehen das Bild an, wir hören dem Gesange zu — wenn es zu ihm noch kommt. Denn, Rebekka, jene Niederträchtigkeit hat ohne den gesunden edlen Sinn des Volkes gerechnet. Dieser verkommene junkerhafte Adel wird morgen erfahren, wie hoch über ihm das Volk steht, das er nur gemein nennt, das er in seinem Uebermuthe nur zu verachten gewohnt ist. Jene braven Invaliden, die ihren General wie ihren Vater verehren, die Bürger, die Arbeiter, denen sie als Söhne, als Brüder angehören —! Ah, diese Frau von Wangern mit ihren Helfershelfern, fordert uns heraus; wir fordern sie heraus! Ihre Stunden sind hier gezählt. Der Triumph wird uns gehören."

Rebekka kannte die Freundin, die schwärmerisch an Gedanken, an Gefühlen festhielt, die sie einmal schwärmerisch erfaßt hatte. Sie glaubte gleichwohl nicht schweigen zu dürfen.

„Wird nicht der Stachel der Kränkung für immer schmerzend, in Eurer Brust zurückbleiben?" sagte sie.

„Für keinen Tag, für keine Stunde! Unsere Verachtung wird ihn nicht eindringen lassen."

Rebekka mußte ihren letzten Einwand vorbringen. Sie that es fast zagend.

„Die Frau von Wangern hat zur Ausführung

ihrer Bubenstreiche zwei Neffen kommen lassen, zwei freche Raufbolde, wie ich nach Helms Worten annehmen muß. Wir erwarten Ewald hier. Ein Duell zwischen ihm und ihnen würde unvermeidlich sein."

Die Generalin erblaßte.

Aber im Augenblicke nachher blitzten wieder Muth und Stolz in ihren Augen.

„Es wäre für unsere Ehre und für seine Ehre!"

„Sein Leben?"

Der Gedanke flog wohl schmerzlich durch Rebekkas Innere. Aber sie gab ihm keinen Laut, keinen Ausdruck.

Auch Rebekka hatte ein stolzes und muthiges Herz, und die beiden Frauenherzen erwärmten und erhoben sich aneinander.

„Wirst Du Deinem Manne Mittheilung machen?" fragte Rebekka.

„Nicht heute! Ich muß vorher mit Ewald sprechen."

„Mit Ewald? Ueber diesen Gegenstand?"

„Ja!"

Emma sprach das Ja fest; aber sie erröthete dabei.

Und über ihr Erröthen erblaßte Rebekka.

Dann aber war auch die Jüdin wieder ruhig und

klar, und so blieb sie, obwohl man sah, wie ein stiller Ernst, der gerade in seiner Stille etwas Hohes, fast Feierliches hatte, sich über ihre schönen und edlen Züge legte.

Sie nahm den Arm der Generalin.

„Emma, meine theure Freundin, darf ich trotz dieser Stunde mit Dir über mich und mein Schicksal sprechen?“

„Wann wäre mein Herz nicht offen für Dich, meine liebe Rebekka?“

„Ich werde heirathen, Emma! — Die Nachricht erschreckt Dich?“

„Sie kommt mir in der That unerwartet.“

„Ich mußte Mancherlei vorbereiten, ehe ich sie Dir mittheilen konnte.“

„Deine Vorbereitungen sind beendet?“

„Und haben ein Resultat geliefert. — Ich bin Jüdin!“

„Ich weiß es.“

„Ich allein von allen Meinigen blieb es. Um so mehr mußte ich es ganz bleiben. Ich will auch nach der Sitte unserer Väter mich verheirathen. Es ist eine edle Sitte.“

„Worin besteht sie, Rebekka?“

„Die Eltern bestimmen den Kindern den Gatten.

Vermögen die Eltern es nicht, so tritt die Gemeinde für sie ein."

„Das nennst Du eine edle Sitte, Rebekka?"

„Ja! Sie beruht auf dem Glauben, auf der Ueberzeugung, daß wir Juden eine große Familie bilden, deren Glieder zu Leid und Freud zusammengehören, sich nicht trennen, einander nicht verlassen können. Können, sage ich, Emma, nicht: dürfen. Und diese Ueberzeugung ruht wieder auf einem tiefen und festen sittlichen Grunde. Früher mag der Grund der Glaube gewesen sein, wir seien das auserwählte Volk Gottes. Jetzt ist sein Fels unsere Zerstreuung und Versprengung durch die Welt, die Verachtung der rohen Massen, das Zurückziehen selbst der Besseren, Alles, was uns wie ein Fluch verfolgt. Welches andere Volk hätte da noch zusammengehalten, wäre nicht auseinandergefallen, hätte sich nicht aufgelöst, sich selbst vernichtet in Feigheit gegen andere, in Zwietracht und Hader unter einander. In uns kräftigte sich nur das Gefühl des Zusammengehörens zu einer einzigen Familie, in der kein Einzelner verlassen wird, sich verlassen fühlen kann. Was er, der Einzelne, nicht vermag, dazu treten für ihn seine nächsten Familienangehörigen ein; was sie nicht vermögen, übernimmt die Gemeinde, als die erweiterte Familie; alle Gemeinden endlich helfen

und unterstützen einander als die eine große unzertrennliche Familie des Judenthums. Mein Vater verschafft mir den Mann. Will oder kann er nicht, so wende ich mich an die Gemeinde. Hat sie in ihrer eigenen Mitte Keinen, der für mich paßt, so wendet sie sich an andere Gemeinden. Der, der für mich ausgesucht wird, darf mich nicht ausschlagen, er müßte denn triftige, von der Gemeinde anerkannte Gründe haben."

„So will auch ich heirathen."

„Ich habe meinen Vater um einen Mann gebeten."

„Ich habe an meine Mutter die Bitte gewagt, ihm Joseph Heimann vorzuschlagen."

Hatte Emma einen anderen Namen erwartet?

„Du liebst Joseph?" fragte sie.

„Nein!" war die kalte Antwort der Jüdin.

„Du liebtest ihn nie?"

„Nie! Ich fühlte einmal eine Leere und Oede in meinem Herzen. Sie erregte mir Grauen; ich fand ein Spielzeug, das für Augenblicke aushalf."

„Und was brachte Dich zu dem Erkenntniß, daß es nur ein Spielzeug war?"

„Erkenntniß? Es war so plötzlich über mich gekommen. Ich weiß noch heute nicht, wie."

Emma hatte noch eine Frage:

„Was führte Dich zu Deinem jetzigen Entschluß? Du sprachst von einem Spielzeug!“

Rebekka mußte doch bei der Frage nachsinnend vor sich niederblicken.

„Der Gehorsam gegen jene Sitte meiner Väter!“ sagte sie dann.

„Und Du bringst ihm kein Opfer, Rebekka?“

„Nein! Er erhebt mich.“

„Auch Opfer erheben! Gerade sie!“

„Ich glaube es!“ sagte Rebekka für sich.

Die Generalin fragte nicht weiter.

„Opfer erheben!“ hatte sie gesagt, und wie sie es gesagt hatte, durchzuckte sie etwas, und dann war es, als wenn der Gedanke, den sie ausgesprochen hatte, sich schwer auf ihre Brust legte.

Aber sie setzte das Gespräch mit Rebekka fort.

„Dein Vater hat Deiner Bitte entsprochen?“

„Mit Widerstreben. Ich hatte seinen ehrgeizigen Plänen dienen sollen. Meine Mutter hatte ihm erklärt, daß ich nie würde Christin werden. Er kennt mich. Er mußte verzichten.“

Rebekka sprach das Alles, so ruhig, so einfach, so fest.

„Und ist es nicht dennoch Schwärmerei?“ mußte

Emma sich fragen. „Sie liebt Ewald. Sie hat keine Gegenliebe gefunden!“

Hatte doch auch schon Helm den Entschluß Rebekkas einem dépit amoureux zugeschrieben, und das Auge der Liebe sieht scharf und das Herz der armen Emma war so voll Liebe.

Da fuhr Rebekka mit ihrer klaren, fast nüchternen Ruhe fort.

„Meinem Wunsche stand ein anderes Hinderniß im Wege. Ich erröthe nicht, indem ich es Dir gleichfalls mittheile. In Mitau lebt ein armes, häßliches, nicht mehr junges Judenmädchen. Sie war die Sklavin hartherziger Verwandten. Sie wandte sich an die Gemeinde um einen Mann. Josephs Mutter ist aus Mitau gebürtig. Die Gemeinde hatte ihr vor Zeiten unter ähnlichen Verhältnissen den Mann verschafft. Man dachte an ihren Sohn. Es wurde an ihn, an die Mutter geschrieben. Er unterwarf sich dem Ansinnen, das an ihn gestellt wurde. Das erfuhr ich. Es war in jener Zeit der Leere meines Herzens. Es zog mich zu Joseph; es erfüllte mein Herz. Ich ließ durch Josephs Mutter der Mitauer Jüdin Geld anbieten, wenn sie auf Josephs Hand verzichte. Sie trat gern zurück. Joseph war frei. Aber nicht für mich. Ich hatte mit frevelnder Hand ein durch die

heilige Sitte unserer Väter geknüpftes Band so zerrissen, um ein unheiliges an dessen Stelle zu schlingen. Es mußte mir Fluch bringen. So hatte ich jetzt eine zweite Bitte an meine Mutter. Sie mußte feierlich in meinem Namen der Mitauer Jüdin sowohl wie Joseph erklären, daß Joseph ihr wieder angehöre, wenn sie noch Ansprüche an ihn machen wolle. Die Mitauerin verzichtete wiederholt. Joseph ist wieder frei, frei für mich."

„Und Du wirst seine Gattin?" fragte Emma.

„Wir werden hoffentlich in den nächsten Tagen unsere Verlobung feiern. Meine Mutter darf ich noch heute hier erwarten, vielleicht mit ihr Joseph. Meine gute Mutter ist glücklich über meinen Entschluß, über das, was sie selbst zu dessen Ausführung beitragen konnte. Sie ist die einfache Frau, die in ihrem Herzen von ihrem Glauben sich nie trennen konnte, wie sie nie die Sehnsucht nach dem einfachen, bescheidenen Leben verloren hat, von dem sie sich trennen mußte. Zu meinem Bedauern", setzte Rebekka hinzu, „wird sie nur nicht allein kommen. Meine Schwester hat sich vor wenigen Tagen mit dem Grafen Sternwald verlobt; besteht darauf, den Verlobten mir zuzuführen."

„Du wünschest das nicht?" sagte Emma.

„Der Graf ist mir keine angenehme Persönlichkeit,

und, auch abgesehen davon, ich kann mich mit einer Verbindung nicht befreunden, die durch unedle Motive geschlossen ist."

Emma mußte die Freundin mit Verwunderung ansehen.

Rebekka antwortete auf den Blick mit ihrer vollen Ruhe.

„Du willst mir einen Widerspruch vorwerfen. Wie meiner Schwester Verbindung geschlossen wird durch ihre Eitelkeit und durch die verschuldeten Güter des Grafen, so lasse sich auch Joseph für Geld an mich verkaufen, und er sei sogar vorher von mir frei gekauft! Die Sache steht anders. Jene Beiden handeln als Christen, Joseph und ich als Juden. Jene folgen nur den schlechten, verwerflichen Motiven; wir unterwerfen uns gehorsam der Sitte unserer Väter. Den Christen ist die Ehe ein Verhältniß der Gleichheit der Gatten; jeder Theil hat darin seine Rechte, seine Pflichten. Ein solcher Bund darf nur durch gegenseitige Liebe gestiftet, kann nur durch gegenseitige Liebe erhalten werden. In unserer Ehe ist der Mann der Herr, die Frau ihm unterthan; er hat nur Rechte, sie nur Pflichten. Da bedarf es keiner Liebe; da darf vielleicht nicht einmal Liebe sein. — Das Herz will Dir erstarren über solche Ansichten, meine Freundin?"

„Nein", sagte die Generalin. „Aber ich suche nach dem Grunde, der Dein armes Herz mit der Eiskruste solcher Ansichten hat umgeben können und — und, Rebekka, wenn die heiße Gluth, die dennoch in Deinem Busen fortlodert, eine Kruste durchbricht, wenn ihre Flammen dann die Brust Dir zerreißen, verzehren? Du hast keinen undurchdringlichen Panzer gegen sie gefunden!"

„Hättest Du es?" fragte das Auge Rebekkas die Generalin.

Die beiden Freundinnen wurden unterbrochen.

Der Briefträger war in den Garten getreten.

Er sah die Generalin, schritt auf sie zu, übergab ihr einen Brief, entfernte sich wieder.

„Von Sophie!" rief die Generalin.

Sie war roth und blaß geworden; der Athem stockte ihr fast.

Ihre fliegenden Hände rissen den Brief auf; ihre Augen durchflogen ihn.

„Er kommt!" rief sie.

„Ewald?" sagte Rebekka.

„Er! Er kommt!"

„Arme Emma!" sagte Rebekka.

„Arm?" rief die Generalin.

Rebekka aber sagte:

„O möchte ich den Panzer, von dem Du sprachst, für Dein Herz finden können!“

Und die Generalin fuhr auf und sank zusammen, wie in einen wilden, furchtbaren Schmerz.

Rebekka nahm sie in ihren Arm und die beiden Freundinnen vermischten ihre Thränen.

Dann trennten sie sich. Rebekka kehrte zu ihrer Wohnung zurück. Sie mußte allein sein.

Auch die Generalin wohl. Sie ging zu dem Hause.

Der General kam ihr entgegen.

„Ich sah den Briefträger. Er brachte Dir etwas?“

„Einen Brief von Sophie!“

„Ah, endlich! Und Ewald?“

„Er kommt.“

„Das freut mich. Der junge Held muß morgen an meiner Seite sein! Ich hätte nur die halbe Freude, wenn er mir fehlte. Auch Du, Emma. Aber welch' ein Jammergesicht hast Du denn zu der Botschaft?“

„Ich?“

„Nun ja! Aber ich errathe. Du bist ihm böse, daß er so lange sich hat besinnen müssen. Und nun schreibt er nicht einmal selbst. Er hätte galanter sein sollen. Und laß Du Deinem Verdruß freien Lauf,

Emma! Aber nur heute; dann ist er über alle unsere Berge hier, und Ewald bekommt morgen desto freundlichere Gesichter zu sehen, und der brave Mensch verdient es; er bringt uns ein Opfer."

Fünftes Kapitel.

Ein Festtag.

Schon in der Frühe des Morgens war die halbe Badewelt in und an der großen Promenade des Badeorts versammelt.

Mit dem ersten Schlage der sechsten Morgenstunde sollten die Festlichkeiten des Tages beginnen.

Die Sonne war klar aufgegangen, hell geblieben. Der Morgen war warm.

„Vor drei Jahren war es heißer", sagte einer der Invaliden.

„Und doch sah man keine Sonne", meinte ein Anderer.

„Der Pulverdampf verdunkelte sie", wußte ein Dritter.

Wir wissen, daß viele Invaliden, die in der

Schlacht mitgekämpft hatten, sich in dem Bade befanden. Sie standen in großen Gruppen beisammen. Es waren jämmerlich zerschossene, zerhauene, verdrückte und verstümmelte Gestalten.

Sie hatten Alle ihre Paradeuniform zu der Feier des Tages anziehen müssen. Es war ihnen auch befohlen, parademäßig feierliche und vergnügte Gesichter zu zeigen. Das konnten sie doch nicht Alle. Manche zwar wohl, in der Erwartung des Feierlichen und Neuen, das sie heute sehen sollten; des Bratens mit Reis und Pflaumen, die es mit Bier zu Mittag gab; in der Gewohnheit und dem Stumpfsinn des Gehorsams. Sie waren die Mehrzahl; die Massen sind immer so. Andere konnten doch den Schmerz und den Jammer, der heute sie doppelt ergriff, wie nicht aus ihrem Innern, so auch nicht aus den kranken, bleichen Gesichtern verbannen.

Ja, die Sonne am Himmel konnte der Pulverdampf verdunkeln, welch gräßliches Elend sah man dennoch rings umher!

Und der Donner der Kanonen war wohl laut und wild und betäubend genug. Das Geschrei der Verwundeten, das Geheul der Verstümmelten, das Stöhnen der Sterbenden schnitt wüthender, wilder, herzzerreißender durch die Lüfte.

Und den Tag all' des Elends, aller der Gräßlichkeit, aller der Unmenschlichkeit feiern wir heute, begehen wir wie ein Fest!

Und für wen? Feiern wir unsere Thaten, unsern Ruhm? Wird uns eine Anerkennung geboten, ein Dank gebracht für unsere Anstrengungen und Entbehrungen, für unser Streiten und Kämpfen, für unsere Leiden und Wunden, zerbrochenen Glieder, zerschossenen Arme, verkrüppelten Leiber? Und Dank! Der gemeinen Menge! Wir waren das Kanonenfutter! Wir sind eine faule Masse, die zu nichts mehr nützt, die nur zur Last fällt —

Die Glocke auf dem Hauptthurm des Orts schlug sechs.

Der erste Kanonenschuß fiel.

„Ruft Hurrah!" kommandirte ein Offizier.

Es waren auch manche Offiziere in dem Bade.

„Hurrah, hurrah!" schrien sie Alle.

„Auch Sie, Meister Braun", sagte der Referendarius Helm zu den Landwehrmann Braun.

Der junge Invalide hatte sich rasch erholt. Ein Krüppel war er wohl noch, und eine gewisse Lähmung seines zerschossenen Beines sollte, wie der Arzt gesagt hatte, für sein Lebenlang zurückbleiben, ohne ihn jedoch an seiner Arbeit zu hindern. Aber wie er in den ersten Tagen seiner Badekur nur hatte gehen können, wenn

unter dem einen Arm eine Krücke und unter dem andern der Arm seiner Frau ihn stützte, so bedurfte er heute nur noch eines Stockes, und seine Augen hatten wieder Leben und seine Wangen wieder Farbe, und seine hübsche Liesbeth, die unter den Haufen der Krieger sich nicht mischen durfte, stand hinter den nächsten Bäumen und hatte den fröhlichen Blick und das glückliche Lächeln nur für ihn und seine schmucke Gestalt, die von der Paradeuniform gehoben wurde — Uniformen sind doch nun einmal eine Augenweide für Frauen, — und sie nickte ihm zu, was sie bei jener Erklärung des Arztes ihm gesagt hatte: Wenn wir auch nicht mehr zusammen tanzen können, durch das Leben kommen wir doch mit Gottes Hilfe und unserer Liebe froh und heiter.

Dem langen Referendarius antwortete der Landwehrmann Braun:

„Ja, auch ich, Herr Helm! Der General von Branden war anders als die Anderen. Er war immer ein braver Mann und die Generalin ist ein Engel!“

Der Referendarius Helm hatte darauf keine Frage weiter.

Der Offizier kommandirte wieder.

„Formirt Euch! Angetreten! Zu der Wohnung des Herrn Generals!“

Die Invaliden und Krüppel traten an, marschirten in Reih und Glied.

Sie trugen den Soldatenrock, da gehorchten sie wie Soldaten.

„Zurück!“ wurde den Anderen befohlen, die sich an sie anschließen wollten.

Sie blieben zurück, um von weitem zu folgen.

Sie murrten freilich.

„Was haben die Offiziere uns hier zu befehlen! Sind die Soldaten mehr, als wir?“

Sie sprachen es leise unter sich.

„Ruft es laut!“ rief ihnen Helm zu.

„Wir werden uns wohl hüten, Herr!“

„He, und warum?“

„Es könnte uns schlecht bekommen.“

„Ihr seid Zwanzig gegen Einen!“

Die guten Bürger erschraken über die frechen Worte. Sie schlichen sich davon.

„Feige Memmen!“ rief der lange Referendarius ihnen nach; aber auch er leise.

„Gegen mich hätten sie Muth!“ sagte er. „Ich trage ja keinen bunten Rock.“

Er wollte dann auch folgen.

Dem General von Branden sollte ein Morgen-

ständchen gebracht werden; die Krüppel sollten dabei wieder Hoch und Hurrah rufen.

Der Herr Helm wurde aufgehalten.

Sein Stiefelputzer aus dem Grünen Baum kam auf ihn zu. Er war sehr eilig. Sein Gesicht zeigte, daß er etwas Wichtiges, Außerordentliches mitzutheilen habe.

„Herr Helm, ich habe einen Fund gemacht."

„Die Lynchjustiz?" fragte Helm.

„Was ist Lynchjustiz, Herr Helm?"

„Das letzte und beste Recht des Volkes, wenn es anderswo kein Recht mehr bekommen kann! Das Recht, mit dem der Bauerbursch auf dem Tanzboden sein Mädchen gegen eine freche Uniform vertheidigt, Bürger und Bauer den Thron umstürzt, wenn —"

„Um des Himmelswillen, Herr Helm, das ist ja Revolution —!"

„Ja, man nennt es so. Aber Ihr Fund, mein verehrter Wichsier?"

„Die Unkenschlucht, Herr Helm —"

Der lange Referendarius machte einen Satz, als wenn der große Bullenbeißer Tyras und der kleine Informator Hermann Grohmeier schon wieder hinter ihm seien.

„Was ist es mit der Unkenschlucht, Wichsier!"

„Sie ist wieder bewohnt."

„He, und von wem!“

„Von der Familie, die darin war.“

„Den Engländern?“

„Ja, Herr Helm!“

„Ist auch der große Hund mit ihnen?“

„Ja, Herr Helm. Aber —“

„Was aber?“

„Die Anderen sind nicht Alle da.“

„Wer fehlt?“

„Der lange alte Herr mit den großen Backenbärten und die Kinder.“

„Teufel!“ rief der Herr Helm. „So wäre die schöne Frau mit dem kleinen Hofmeister allein da?“

„Die Beiden ganz allein, Herr Helm! Sie —“

„Seien Sie einen Augenblick still, Wichsier. Das ist ein Ereigniß, über das man nachdenken und seine Gedanken sammeln muß.“

Der Herr Helm dachte dann etwas laut nach.

„Die Frau und der Bursch allein? Sie hat also den Mann und die Kinder im Stich gelassen. Sie ist mit dem Burschen hierher zurückgekehrt. Sie kann also von ihrem Mann entdeckt werden, wenn er sie entdecken will. Wenn er sie nicht entdecken wollte, so wäre sie ihm nicht durchgegangen, sondern von ihm fortgejagt. Das ist nicht anzunehmen. Warum entdeckt er sie denn

nicht? — Halt! Er mußte zurück, zu seinem Regimente nach Indien. Da sind sie zusammen gereist bis zu dem Seehafen. Dort hat sie ihn mit den Kindern das Schiff besteigen lassen. Sie war zurückgeblieben, um nachzukommen, oder war mit ihm gekommen und wieder zurückgegangen, in dem Augenblick, da das Schiff abfuhr. Sie winkte ihnen noch glückliche Reise zu, und kam dann mit ihrem Schatze hierher zurück, um in der verschwiegnen Unkenschlucht wieder das frühere Idyllenleben zu führen. Aber zum Leben gehört Geld, und sie ist arm, und ein armer Hauslehrer pflegt erst recht nichts zu haben. Also haben sie den verlassenen Gatten auch bestohlen!"

Das war der letzte Schluß, den der lange Referendarius machte.

„Wichsier, seit wann sind die Beiden hier?"

„Seit gestern Abend, Herr Helm."

„Sind Ihre Nachrichten zuverlässig?"

„Vollkommen. Ich habe sie von einem Mann, der in der Unkenschlucht sehr genau bekannt ist. Er wußte auch von Jemandem, der vor einiger Zeit in der Schlucht grausam überfallen und gräulich zugerichtet war —"

„Ihr Mann ist ein Esel! — Wichsier, Sie kennen den kleinen Informator?"

„Gewiß, Herr Helm."

„Halten Sie den Burschen heute im Auge, und wenn Sie so eine Gelegenheit finden, daß man ihn allein haben kann — ganz allein, auch ohne den großen Hund — dann bringen Sie mir Bescheid, aber schleunigen, und nehmen Sie zugleich eine Peitsche mit — es können auch zwei sein, für jeden von uns Beiden eine. Haben Sie mich verstanden, Wichsier?“

„Sehr wohl, Herr Helm.“

Der Herr Helm folgte darauf dem Zuge nach der Wohnung des Generals.

Die Musik des Bades brachte dort dem greisen Helden das Morgenständchen. Die drei üblichen Stücke wurden abgespielt; ein viertes wurde wegen der besonderen Feier des Tages zugegeben. Die Invaliden riefen Hurrah, das Volk schrie Hoch. Die Menge verlief sich.

Der General und seine Hausgenossen ließen sich nicht sehen. Der alte Herr unterwarf sich der Sitte bei frühen Morgenständchen. Er hatte ja im Laufe des Tages Gelegenheit genug, seinen Kindern zu danken.

Helm ging zu der Post.

„Die Gratulanten werden jetzt eintreffen. Ich werde auch Bekannte darunter finden.“

Sie trafen ein, mit Extrapost, von der nächsten Eisenbahnstation, die freilich nicht sehr nahe lag.

Der erste, der ankam, war der Flügeladjutant des Königs, der Oberst von Seibold.

„Diener der Könige müssen prompt sein, für ihre Herren!“

Er fuhr an dem ersten Hotel des Bades vor.

Ein unendlich großer, länglich viereckiger, in Watte eingepackter Gegenstand wurde ihm aus dem Wagen nachgetragen.

„Alle Wetter“, sagte Helm, „das ist kein Orden! Das Bild Seiner Majestät!“

Ein zweiter Wagen kam, ein eleganter Reisewagen mit vier Pferden.

Ihm folgte ein Dritter, einfach mit zwei Pferden bespannt.

Beide hielten gleichzeitig, jener unmittelbar vor dem großen Hotel, in dem der Adjutant des Königs abgestiegen war, der andere gleich hinter ihm. Sie gehörten zusammen, in dem einen saß die Herrschaft, in dem andern die Dienerschaft, freilich zugleich Einer, der nicht eigentlich zu der Dienerschaft gehörte, wenigstens bald nicht mehr dazu gehören sollte.

An den ersten dieser beiden Wagen war Alles gesprungen, was sich an Kellnern in dem Hotel befand

Sie hoben zuerst eine hoch aufgeputzte kleine, dralle, junge Dame heraus, deren kokette rumme Nase keck von

zwei herausfordernden schwarzen Augen beherrscht wurde. Sie entsprang leicht den Armen der Kellner, wandte mit rascher Bewegung sich zu dem Innern des Wagens zurück und rief befehlend hinein:

„Springen Sie heraus, Graf!“

Der Herr, an den der Befehl gerichtet war, gehorchte nicht sogleich.

„Springen Sie!“ rief die kleine Dame lauter. „Sie sollen meiner Mama helfen!“

Der Herr erhob sich, entstieg dem Wagen, springend allerdings nicht.

„Der arme Graf Sternwald!“ sagte der Referendarius Helm für sich. „Der sieht aus, wie das Leiden Christi, und das Wort famos wird schwerlich mehr über seine Lippen kommen!“

Noch eine ältere Dame saß in dem Wagen. Sie war so klein, so dürr, hatte einen so gekrümmten Rücken und eine so schiefe Schulter und ein so blasses und mildes und gutmüthiges Gesicht, trug eine so schwere goldene Kette um Hals und Brust, war so einfach gekleidet, und war ganz und gar so einfach und so anspruchslos, und wenn sie wunderschönes blauschwarzes falsches Haar trug, so war das nur, weil sie, obwohl getauft, im Herzen Jüdin geblieben war, und daher

als verheirathete Frau sich nicht überwinden konnte, ihr eignes Haar sehen zu lassen.

Sie war eine brave Frau, die Frau von Martell; sie war die Mutter der Armen, die Mama des Fräuleins Sarah — Sabina.

Wie man es ihr ansah, so mußte der Graf Sternwald es schon erfahren haben, und er wußte es mit Dank anzuerkennen. Er hob mit einer Art Ehrerbietung die alte Judenfrau aus dem Wagen und gab ihr seinen Arm, sie in das Hotel zu führen; nach dem kleinen runden Fräulein sah er sich nicht weiter um.

Aber da sprang das Fräulein auf ihn zu — sie war ja seine Braut — mit zornfunkelnden Augen und hing sich ihm an den anderen Arm.

„Graf, ich bin auch noch da!“

Und die stattliche Gestalt des Grafen Sternwald wurde so klein, und sein Gesicht so blaß und seine Augen senkten sich so tief zu Boden. Zwei Damen — an jedem Arme eine. Er kam sich vor, wie ein Handwerksbursch in der Tanzkneipe. Und Fräulein Sarah — Sabina blickte so herausfordernd um sich her, auf die ganze Schaar der Kellner. Sie wollte anerkannt, geehrt sein. Sie hatte so laut: Graf! gerufen, zweimal; alle Welt sollte wissen, daß ihr Begleiter ein Graf sei; und sie hatte es so befehlend gerufen; alle

Welt sollte wissen, daß ein Graf unter ihren Befehlen stehe.

„Ihr Vater hat ihn ihr ja theuer genug gekauft", sagte sich Helm höhnisch. „Mich wundert nur, daß sie nicht auch das aller Welt zuruft. Armer, armer Graf Sternwald!"

Aber dann wurden die Augen des langen Referendarius auf einmal groß.

„Alle Wetter, alle Wetter!"

Aus dem Wagen der Dienerschaft war ein sehr gewählt gekleideter, junger Mann gestiegen, mit einem sehr hübschen Gesichte, mit etwas träumerischen, schwarzen Augen, einer allerliebsten Adlernase, krausen schwarzen Locken.

„Joseph Heimann!" rief Helm. „Mit den Bedienten und Kammerjungfern mußte er fahren! Fräulein Sarah wollte ihn nicht bei sich im Wagen dulden. Aber — hier, der wird heute seine Verlobung mit Rebekka feiern. Die Mutter wird ihn zu der Tochter führen — anstatt des Vaters, der mit dem Baron Heimbach das Fiasco machte. Ob er ihr wohl hat schriftliche Vollmacht mitgeben müssen? Die Juden nehmen es genau in solchen Dingen, besonders die Weiber! — Ah, wie stolz wird morgen die schöne Rebekka an seiner Seite fahren! Auch stolz auf ihn! Aber wie

stolz kann er auch auf sie sein! Armer Graf Sternwald!"

Joseph Heimann folgte den Anderen in das Hotel.

Ein vierter Wagen wollte nicht sogleich wieder kommen.

Helm schlenderte in der großen Promenade umher, in deren Nähe die Post und das große Hotel lagen, trat in ein Kaffeehaus, um zu frühstücken, sah sich die Spaziergänger in der Promenade und die Gäste in dem Local an.

Der Spitzbube, der Heimbach! fiel ihm wieder ein.

Er hatte bei dem Anblicke Josephs den Namen des Barons genannt.

„Er soll hier sein. Man will ihn gesehen, man will von ihm gehört haben. Aber glaubt man, eine Spur von ihm zu sehen, so ist sie verschwunden. Könnte ich nur eine Majestätsbeleidigung ersinnen, die der Lump begangen hätte! Wenn es auch nur ein Hochverrath wäre! Wie würde die Polizei hinter ihm her sein! In drei Stunden hätte ihn unser rittmeisterlicher Polizeidirector!"

Nach einiger Zeit blies wieder ein Extraposthorn.

Helm verließ das Kaffeehaus, ging zur Post.

Der neu angekommene Wagen hielt dort.

Ein einzelner Herr saß darin.

Helm erkannte ihn.

„Richtig!“ sagte er.

Der Herr sprang aus dem Wagen.

Helm stand bei ihm.

„Guten Morgen, Ewald!“

„Guten Morgen“, sagte Ewald Kuhn.

„Darf ich Dich begleiten, Ewald!“

„Ich gehe zu meiner Wohnung.“

„Warum fährst Du nicht hin? mit dem blasenden Postillon auf dem Bocke?“

„Warum sollte ich?“

„Warum Du es nicht thust, weiß ich.“

Durch Ewalds Gesicht zog sich etwas wie Unmuth oder Verlegenheit, daß ein Gedanke seines Inneren verrathen sei.

„Also wir gehen zusammen!“ fuhr Helm fort.

„Hast Du mir etwas mitzutheilen?“

„Hm, ja, Mancherlei. Zuerst ist es zwar recht gut, daß Du hier bist. Ich selbst redete Dir zu. Aber beinahe möchte ich wünschen, ich hätte es nicht gethan. Denn ich sehe es nicht gern, daß sich gewisse Leute die Flügel verbrennen.“

„Ich verstehe Dich nicht, Helm.“

„Du verstehst mich wohl. Aber laß mich Dir eine Geschichte erzählen.“

„Jetzt?“

„Sie betrifft mich, und geht auch noch wohl Andere an. Also!“

Sie gingen zu der Wohnung Ewalds, und Helm sprach im Gehen weiter.

„Also! Du erinnerst Dich, daß ich hier vor einiger Zeit beinahe zum Krüppel geschossen war. Ich hätte mich unter die armen Teufel mischen können, die heute par ordre Hoch und Hurrah schreien. Ich hatte mir auch die Flügel verbrannt, wie ein Schmetterling, der immer und immer wieder zu dem verzehrenden Lichte muß. Freilich nicht ganz, wie gewöhnlich die Menschen, wenn ich auch ein ganz gewöhnlicher Mensch bin. Denn nicht die Liebe war mein Licht, sondern eine alte Eifersucht und eine neue Rache. Laß Dir erzählen! Aber die Geschichte scheint Dich schon im voraus zu amüsiren. Also von etwas Anderem. Willst Du zuerst zu der Generalin oder zu Fräulein Rebekka gehen? — Du antwortest mir nicht! Du hast wohl noch keinen Entschluß gefaßt! So folge meinem Rath und gehe zuerst zu Rebekka. Warum! Fragen mich Deine Augen. Aus zwei Gründen. Der erste ist, daß ich Rebekka Alles mitgetheilt habe und sie darauf mit der Generalin gesprochen, dieser aber nicht Alles gesagt hat. So erhältst Du von der Einen eine Discretion für Dein Benehmen

bei der Andern. Mein zweiter Grund ist, daß Rebekka in der ersten halben Stunde noch Zeit haben wird, Dich zu sprechen, nachher aber nicht mehr. Die Ihrigen sind aus der Residenz angekommen. Sie werden bald zu ihr gehen. Für den Augenblick macht Fräulein Särchen im Hotel noch Toilette; es dauert etwas lange bei ihr. Das Glück der alten Baronin und die Liebe Joseph Heimanns werden sie aber zur Eile antreiben."

„Joseph Heimann?" mußte Ewald doch fragen.

„Du weißt nichts von ihm?"

„Gar nichts."

„Laß Dir von Rebekka erzählen! Von ihren reizenden Lippen wird es Dir doppelt süß erklingen. — Aber da sind wir an Deiner Wohnung. Adieu! Wir sehen uns im Laufe des Tages noch, und wenn Du meiner bedarfst, im Grünen Baum wissen sie immer, wo ich zu finden bin."

Damit kehrte der lange Referendarius zu der Promenade zurück.

Sein Stiefelputzer erwartete ihn hier.

„Herr Helm, der kleine Informator aus der Unkenschlucht ist wieder auf dem Billard dort."

Er zeigte auf ein Kaffeehaus an der Promenade. Es war dasselbe Café, in welchem Helm schon ein

Rencontre mit dem Herrn Hermann Grohmeier gehabt hatte.

„So, so!“ sagte der lange Referendarius: „Dort wird nichts mit ihm zu machen sein.“

„Nein, Herr Helm. Er ist nicht einmal allein da Er ging mit zwei Herren hinein, mit denen nicht gut Kirschen essen sein möchte.“

„Und wer sind diese beiden Herren?“

„Die Neffen der Frau von Wangern. Sie scheinen bekannt mit ihm zu sein.“

„Ah, verwandte Seelen!“

„Und, Herr Helm, sie kamen mit ihm von den Invalidenhäusern her.“

„Teufel, das ist eine höchst wichtige Nachricht. Sie haben ihm sicher die Vorbereitungen zu der heutigen Illumination gezeigt. Wichsier, halten Sie alle drei den ganzen Tag über im Auge. Da wird etwas zu machen sein.“

Und der lange Referendarius ging mit großen Schritten und großen Gedanken in ein anderes Kaffeehaus, um bei einem Glase Madeira Pläne zu fassen, bis zu der Zeit, da der Zug der Gratulanten, der Flügeladjutant des Königs an der Spitze, zu der Wohnung des Generals von Branden, zur Darbringung ihrer Glückwünsche sich begeben würden.

Um zwölf Uhr Mittags sollte dies nach dem Festprogramm geschehen.

Um zwei Uhr sollte die große Festtafel im Kursaale stattfinden.

Nachdem es am Abend dunkel geworden, sollte die Illumination der Invalidenhäuser beginnen.

Den Invaliden sollten dort unterdeß besondere Festlichkeiten bereitet werden.

Das Programm wurde ausgeführt, aber nicht ohne Zwischenfälle.

Der Tag hatte überhaupt mancherlei Zwischenfälle aufzuweisen.

Jener Kanonenschuß, der um sechs Uhr des Morgens den Beginn der Festlichkeiten ankündigte, hatte die Generalin von Branden aus einem unruhigen Schlummer aufgeschreckt.

Die Generalin hatte diesen Schlummer erst gefunden, als der Morgen zu grauen anfing.

„Arme Emma!" hatte Rebekka zu ihr gesagt, als ihre vor Aufregung glühenden Hände den Brief Sophiens aufgerissen, als ihre bebenden Lippen dann gerufen hatten: Er kommt! Arme! hatte die Generalin dann gesagt, und Emma war zusammengesunken in wildem, furchtbaren Schmerz.

Der General hatte ihr Jammergesicht gesehen und sie hatte ihn in dem Glauben lassen müssen, es sei ihr Verdruß über Ewald, der erst auf wiederholte Einladung kommen wolle.

Der Schmerz Emma's war dann heftiger geworden.

Sie zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie schloß sich darin ein.

Sie rang die Hände. Sie warf sich auf das Sopha. Sie sprang wieder auf; sie durchflog das Gemach, bis sie ermüdet wieder in die Kissen des Sophas sank.

„Ich vergehe! Ich gehe zu Grunde! Wir Alle!"

Sie mußte wieder aufspringen.

Sie zog die Klingel.

Ihre Kammerfrau erschien.

„Ich werde den Abend hier bleiben. Mir ist unwohl. Entschuldigen Sie mich bei dem General."

Die Frau ging.

Der General kam.

Er war die Besorgniß selbst.

Arme Emma!

Auch er sagte es.

Sie wollte in Entsetzen von dem Sopha aufspringen.

Er hatte schon zärtlich ihre Hand erfaßt.

„Was fehlt Dir, Emma?"

„Der Kopf brennt mir.“

„Du glühest in der That.“

„Der entsetzlichste Schmerz verzehrt mich! Jeder Laut, die leiseste Bewegung —“

„Ja, ja, Du bedarfst der vollsten Ruhe, Du Arme. Ich verlasse Dich. Aber ich darf wieder kommen, mich erkundigen —?“

„Laßt mich ganz allein —! Bis morgen!“

„Wünschest Du nichts!“

„Nichts, nichts! Nur Ruhe!“

Der brave Mann ging.

Als er fort war, sprang sie wieder auf, die Thür wieder zu verschließen.

Dann drang plötzlich ein Strom Thränen aus ihren Augen.

„Ich bin eine Elende! Eine Verworfene!“

Sie lag lange, suchte das Gesicht von den Thränen zu trocknen, die immer auf's neue aus den Augen strömten, rang die nassen Hände.

Sie wurde ruhiger. Sie konnte nachdenken.

„Das muß anders werden. Noch bin ich nicht die Elende, die Verworfene! Ich bin nur unglücklich! Ich war nur Heuchlerin, um ihm keinen Schmerz zu bereiten! Nicht aus böser Lust, nur in guter Absicht! Aber wie lange könnte das bleiben? Es muß anders

werden. Wir dürfen uns nicht wiedersehen! Nie! Nie! In diesem ganzen langen Leben nicht wieder? Wir sind noch so jung! Wir Beide. — Und er —?"

„Allmächtiger Gott!" schrie sie auf. „An seinen Tod denke ich? Auf den Tod des Gatten, des bravsten, des edelsten Mannes kann ich —? Großer, lieber Gott im Himmel, verzeihe mir den schrecklichen Gedanken! Bin ich nicht doch schon die Verworfene? — Nein! Es war ja nur ein Gedanke des Wahnsinns! — Aber wird denn die Leidenschaft nicht zuletzt zu einem Wahnsinn, der die entsetzlichsten Gedanken zu Thaten macht? Ich darf ihn nicht wiedersehen! Nie! Nie! Es sei beschlossen! Ohne alle, ohne jede Hoffnung! — Ohne alle Hoffnung für das Leben! — Ja! Es muß sein!"

Sie sprach die letzten Worte mit voller, fester Bestimmtheit.

Mit dem Entschlusse war sie ruhiger geworden.

Aber bald kamen neue Schwankungen über sie.

„Darf ich meinem Manne Mittheilung machen? Er darf nichts erfahren! Seine Ruhe wäre hin für alle Zeit! Und was soll er dann denken, wenn er Ewald nicht mehr sieht, wenn wir von ihm gemieden werden? Wird er nicht den Grund ahnen? Ewald könnte auf Reisen gehen. Jahre lang? Ja, er wird! Ich sage es

ihm! Morgen! Ah, morgen wird er hier sein. Was sage ich ihm!"

Ihr Entschluß der Trennung blieb wohl fest. Aber Ruhe kam nicht in ihr Herz und der Schlaf kam nicht in ihre Augen. Erst als der Morgen anbrach, war sie eingeschlummert. Der Kanonenschuß, der den Festtag ihres Gatten begrüßte, schreckte sie auf.

Die Sonne des Sommers stand schon hoch am Himmel.

Wenige Augenblicke später war der General bei ihr.

Er hatte gehorsam und liebevoll sie nicht gestört, nicht am Abend, nicht in der Nacht. Das Schießen, das Ständchen, das nun folgen mußte, das Hurrah-rufen dabei waren unvermeidliche Störer ihrer Ruhe. Da durfte der zärtliche Gatte seiner Ungeduld Raum geben, sich nach ihr erkundigen.

Der Kopf war ihr noch schwer; die Schmerzen hatten nachgelassen; ihr Entschluß stand fest. Sie konnte ihm klar in die Augen blicken. Der General war glücklich.

„Er soll es bleiben!" gelobte sich Emma.

Sie konnte auch mit sich überlegen, was sie zu Ewald sagen wolle. Sie erwartete ihn mit Ruhe.

Er kam.

Das Herz klopfte ihr doch wieder, als sie ihn sah.

Sie war mit ihrem Mann in dem Gartensalon.

Sie sahen ihn schon, als er in den Garten trat. Der General eilte ihm entgegen.

Der alte Soldat war an seinem Ehrentage frisch und leicht, als wenn es in die Schlacht gehen sollte, sagte er selbst.

„Ah, Ewald, mein lieber, lieber Freund, welches Opfer bringst Du uns! Welche Freude machst Du uns, indem Du es uns bringst! Komm, komm zu Emma, sie erwartet Dich mit Ungeduld. Sie wollte mir gestern krank werden. Es geht ja, Gott sei Dank, besser mit ihr. Deine Anwesenheit wird sie wieder ganz gesund machen."

Mit Ungeduld erwartete die Generalin ihren Vetter; es war eine bange, fast ängstliche Ungeduld. Aber stärker machte sein Anblick sie nicht. Sie war bleicher geworden, als er vor ihr stand; sie konnte ihm nur eine zitternde Hand reichen.

„Arme Emma!" sagte er.

Aber da erhob sie sich, und wie sie vorhin ihren Mann klar hatte ansehen können, so hatte sie auch jetzt einen klaren und festen Blick für den Mann, den sie liebte, den sie nicht lieben durfte, dem sie entsagen wollte, dem sie schon entsagt hatte, für immer.

Und Ewald! Sah er in dem klaren Blick ihr Inneres? Er erbleichte, er seinerseits.

Der General sah in seinem Glücke nichts.

„Ich muß Euch allein lassen, Kinder. Entschuldige mich, Ewald. Ich muß mich, wie Ihr sehet, noch in Parade werfen, in doppelte. Mit dem bunten Rock würde ich bald fertig. Aber da muß ich auch noch über die Antworten auf die Reden studiren, die sie an mich halten werden, und das ist eine schwere Sache für einen alten Soldaten. Emma sollte mir gestern Abend dabei helfen; da wurde sie krank, und in meiner Sorge konnte ich dann keinen Satz zu Stande bringen; — bis nachher! Du gehörst heute an meine Seite, Ewald. Ihr Beide!“

Ewald und Emma waren allein.

Sie waren allein zu einer schweren Stunde, die über ihr Leben entscheiden sollte. Sie wußten, sie wollten dies Beide.

„Ewald, ich danke Dir, daß Du kamst. Du sahest die Freude, die Du meinem braven Manne bereitet hast.“

„Ich sah sie, Emma, und ich sah auch, wie sie schwer Dein Herz traf.“

Sie mußte doch die Augen niederschlagen.

„Und, Emma“, fuhr er fort, „nicht minder schmerzlich war sie mir und —“

Sie mußte die Augen wieder zu ihm erheben. Sie

hatten eine Frage der Angst, des Entsetzens an ihn. Sie wollte sprechen. Sie wollte, sie mußte jetzt ihren Entschluß ihm mittheilen. Sie fand keine Worte.

Der starke Mann hatte mehr Kraft, mehr Gewalt über sich.

„Emma, ich weiß, was Du mir sagen willst. Wir müssen uns trennen; wir müssen heute einen Abschied für das Leben von einander nehmen. Ist es so?“

„Es ist so, Ewald!“

„Und es muß so sein! Und wie stark, wie edel bist Du, Emma, daß Du noch das schwere Opfer dieses letzten Wiedersehens brachtest. Ich hatte an einen schriftlichen Abschied gedacht. Aber Du hast mit Deinem reinen und muthigen Herzen das Rechte gefunden. Wir mußten noch einmal mit einander sprechen. So behalten wir für immer, stärkend und kräftigend in weiten Fernen auf langem Lebenspfade in unserem Herzen das Bild des Muthes und der Kraft, mit denen wir scheiden konnten.“

Seine Stimme verrieth, wie ihn bei den Worten, die er sprach, das Herz zitterte, blutete. Aber er konnte sich fest aufrecht halten.

Emma vermochte es nicht. Ihre Gestalt brach zusammen.

Er umfaßte ihren Arm, sie zu einem Sitze zu geleiten.

Sie schlang ihre beiden Arme um ihn.

„Ewald, Ewald, müssen wir uns denn trennen?“

„Wir müssen!“

Er ließ sie auf dem Sopha nieder. Er schob leise ihre Arme zurück.

Sie sank in die Kissen. Sie bedeckte das blasse Gesicht mit ihren Händen.

Ewald stand im Kampfe mit sich. Es war wohl ein schwerer Kampf des blutenden Herzens.

„Erhebe Dich, Emma! Nimm Deine Kraft wieder zusammen, fasse Deinen Muth wieder! Sei stark!“

Sie erhob sich.

„Verzeihe mir meine Schwäche, Ewald. Ich bin wieder stark. Sieh mich an.“

Sie war wieder stark.

Sie stand mit dem wunderbaren Bau ihrer Glieder vor ihm, hoch aufrecht, wie er. Auf ihre Wangen kehrte die Farbe zurück. Ihre Augen blitzten wieder Muth.

Da war es, als wenn in Ewald die Schwäche des Herzens den Sieg über den Willen gewinnen wolle. Seine Arme erhoben sich wie vorhin die ihrigen ihn

umschlungen hatten. Aber er blieb stark, wie sie es wieder geworden war.

„Wir müssen uns heute noch öfter wiedersehen, Emma. Wir werden es können!“

„Wir werden es können, Ewald, und wir werden uns dadurch zu der letzten Abschiedsstunde gekräftigt haben.“

„Muß ein letzter Abschied sein, Emma? Ich reise noch heute.“

Sie wurde doch wieder bleich. Sie sah ihn so bittend an.

„Scheiden wir ohne ihn, Emma!“ bat er.

„Es sei!“

Sie winkte ihm, zu gehen.

Er sollte es nicht sehen, wie sie zusammengebrochen wieder auf das Sopha zurücksank, wie sie in einen Strom von Thränen ausbrach.

Er sah es nicht mehr. Er wußte es dennoch und es mochte ihm wohl das Herz zerreißen wollen.

Aber er war ja der starke Mann, der sich fassen und sich beherrschen konnte.

Emma hatte noch Anderes mit ihm besprechen wollen, jene Intrigue der Frau von Wangern. Sie hatte in der Aufregung der Leidenschaft wohl nicht

daran gedacht, oder es hatte ihr nicht mehr nöthig geschienen. Er wollte ja noch heute abreisen.

Ewald ging zu Rebekka.

Helm hatte ihm gesagt, er solle zuerst zu ihr gehen, sie habe mit ihm zu sprechen. Er hatte, kräftig wie er war, zuerst die schwere Last von seiner Brust wälzen müssen.

Rebekka empfing ihn mit jener Ruhe, die keine gemachte, vielleicht darum eine desto unnatürlichere war.

„Waren Sie bei Emma?“

„Ich komme von ihr.“

„Hat sie Ihnen von der Frau von Wangern gesprochen?“

„Wir kamen nicht dazu.“

„Ah!“ rief die Jüdin.

Sie wußte Alles.

Sie reichte ihm ihre Hand.

„Ewald, Sie und Emma haben unter Gottes Beistand gehandelt!“

„Ja, Rebekka!“

„O, mein Freund, wie wünsche ich Ihnen Glück dazu! Ihnen Beiden!“

Sie drückte warm seine Hand.

„Werden Sie heute noch hier bleiben können?“ fragte sie dann.

„Emma und der General bedürfen heute meiner noch. Helm sprach mit mir. Er verwies mich an Sie. Sie hatten Ihre Nachrichten nur von ihm. So werde ich die Angelegenheit besser mit ihm besprechen können. Zu Ihnen Rebekka, komme ich mit einer Bitte. Verlassen Sie Emma nicht. Bleiben Sie ihr die treue Freundin. Sie bedarf Ihrer."

„Sie wird mich nie, nie vermissen", sagte Rebekka.

Wie sie die Worte gesprochen hatte, bedeckte beim Anblick ihr Gesicht mit Todtenbläße.

Ihrer Wohnung naheten sich ihre Mutter und ihre Schwester. Sabina wurde von dem Grafen Sternwald geführt, die Mutter von Joseph Heimann.

„Gehen Sie, Ewald", drängte Rebekka den Freund, der ihrem Herzen mehr war.

Aber ehe er ging, mußte sie ihm noch sagen:

„Joseph Heimann wird in dieser Stunde mein Verlobter!"

Ewald Kuhn verließ sie.

Als der zwölfte Schlag der Mittagsglocke verhallt war, setzte der Zug, der dem General von Branden die feierlichen Glückwünsche zu seinem heutigen Ehrentage darbringen sollte, von dem großen Kurhause aus sich nach der Wohnung des Generals in Bewegung.

Den Zug eröffnete der Abgesandte des Königs, der Oberst von Seibold. Er war umgeben von vielen hohen, und gefolgt von vielen nicht hohen Offizieren, die zur Kur in dem Bade bereits weilten, oder zu der Feier des Tages heute besonders herbeigeeilt waren. Hinter ihnen gingen die frommen Herren in halb militairischer und halb bürgerlicher Kleidung; sie führten die Invaliden, die in dem Badeorte gepflegt wurden, wie es hieß, auf ihre Kosten, wie es war, mit von ihnen gesammelten Geldern.

Neugierige schlossen sich dem Zuge an, der auch jetzt ein militairischer war.

Doch ein zweiter Zug folgte ihm, und es war ein bürgerlicher.

In dem Bade waren viele Männer und Frauen, vornehme und geringe, wie man zu sagen pflegt, die von dem alten General mehr als seinen Kriegsruhm, und von Emma von Branden mehr wußten, als daß sie seine schöne und liebenswürdige Gattin sei, die an ihm die Zuverlässigkeit seines Charakters und die Bravheit seines Herzens, und an ihr die Mildthätigkeit und die treue Sorge für Armuth und Unglück achteten und verehrten. Auch sie wollte an dem heutigen Tage in offener Darlegung ihrer Verehrung nicht zurückbleiben.

Der militarische Zug schritt bis an die Schwelle des Landhauses, in dem der General wohnte.

Der bürgerliche Zug hielt sich zurück, in dem Garten, in dem das Haus lag.

Der General von Branden war ihnen an die Schwelle des geräumigen Gartensalons entgegengetreten.

Er stand dort in seiner vollen Uniform, in der weit geöffneten Flügelthür, zu seiner Rechten seine schöne Frau, zu seiner Linken Ewald Kuhn, sein junger Held.

In ihrer Mitte hatte er die Huldigungen empfangen wollen, die ihm gebracht wurden.

Er stand da, wie der stramme Soldat. Es mußte so sein, und er war es gewohnt so.

Emma stand an seiner Seite, blaß und abgespannt. Es konnte eine natürliche Folge der vorhergegangenen Spannung auf das Fest sein.

Ewald war fest und ruhig und stolz, wie ein Sohn bei den Ehrenbezeugungen, die dem Vater gewidmet werden.

Der Flügeladjutant des Königs trat vor und hielt eine wohlgesetzte Rede, in welcher die Rede war von Kriegsruhm, von soldatischer Ehre, von Anerkennung des obersten Kriegsherrn und von dem Danke des geretteten Vaterlandes. Als Zeichen jener Anerkennung

wurde dann dem General das von dem ersten Künstler des Landes gemalte Bildniß des Königs übergeben.

Der alte General war wirklich herzlich gerührt. Seine Augen waren feucht. Die Stimme wollte ihm, als er dem Repräsentanten des Königs seinen allerunterthänigsten Dank gegen Seine Majestät aussprach, anfangs versagen, wurde dann von seiner inneren Erregung überwältigt.

Emma und Ewald standen mit trockenen Augen neben ihm.

Die Soldaten riefen Hurrah!

Dann traten zwei Bürgerfrauen vor, die Witwe eines hohen Beamten, die in der Schlacht, deren Jahrestag heute gefeiert wurde, ihren einzigen Sohn verloren hatte, und Lisbeth Braun, die Frau des in derselben Schlacht zum Krüppel geschossenen Landwehrmannes. Die Witwe war in tiefer Trauer, Lisbeth Braun in der einfachen Tracht der kleinen Meistersfrau.

Sie traten Hand in Hand vor den General und die Witwe sprach mit Tönen, die aus einem schmerzlich zerrissenen Herzen hervorzitterten:

„Dem Manne den Dank, der über den Kriegsruhm den Ruhm stellte, menschlich zu sein, über das Kriegsglück das Glück, als der Freund des Bürgers verehrt zu werden. O, warum ist die Zeit nicht da-

daß wir rufen können: der edelste General war der letzte General!“

Die beiden Frauen traten schweigend zurück.

Die Menge schwieg.

Aus Emmas Augen flossen Thränen.

Ewalds Augen waren feucht.

Es folgte in dem großen Saale des Kurhauses das festliche Mittagsmahl für den gefeierten General und die Herrschaften, die ihn feierten, mit seltenen Delikatessen und feurigen Weinen, was Alles theuer war, und mit allerlei unendlichen Toasten, die nicht viel werth waren.

Die von den frommen adligen Herren verpflegten Unteroffiziere und gemeine Soldaten speisten unterdeß gleichfalls zu Mittag, bekamen Reis und Kalbsbraten und Bier dazu, und riefen auf Commando Hoch ihrem obersten Kriegsherrn und ohne Commando dem tapferen General von Branden.

Die Generalin von Branden hatte den von ihr verpflegten Invaliden ein gutes und reiches Mahl vorsetzen lassen, bei denen die Männer und die Frauen ohne jegliches Commando heiter und fröhlich waren.

Es kam der Abend mit seinem Dunkel, das durch eine Illumination des Orts erhellt werden sollte.

An der Tafel im Kurhause hatte Ewald Kuhn

dem General und der Generalin gegenüber gesessen, als ihr nächster Verwandter. Der General saß in der Mitte zwischen seiner Frau und dem Abgesandten des Königs.

Ewald und Emma hatten nur wenige Worte und nur wenige Blicke mit einander gewechselt, nur wo ein allgemeines Gespräch oder die Formen der Höflichkeit das eine oder das andere forderten. Denn ihren Herzen hatten sie ja nichts mehr zu sagen. Sie hatten ihren Abschied genommen.

Der General sah es nicht. Wie hätte er darauf achten sollen, nur können.

Ein Anderer schien zuweilen forschende Blicke auf die Beiden zu werfen. Der Oberst Seibold hatte schon im Rosenthal eine eigenthümliche Aufmerksamkeit für die Gattin seines Generals und deren jungen Vetter an den Tag gelegt. Seine Augen trafen auch jetzt wieder lauernd in die Blicke Ewalds, der ihm schräg gegenüber saß, und streiften mißtrauisch das Profil der schönen Frau an der andern Seite des Generals.

Generaladjutanten der Monarchen sind Hofleute und lernen scharf sehen, wie diese.

Nach Beendigung der Tafel hatte der General Ewald zu sich berufen, zu sich und Emma, die neben dem Gatten stand.

„Mein braver Bursch, was höre ich von Dir? Emma sagt mir, Du wolleſt eine lange Reiſe antreten.“

„Es iſt ſo, General.“

„Und ich habe erſt jetzt davon erfahren?“

„Ich entſchloß mich erſt in den letzten Tagen, und hatte heute nur Zeit, es Emma mitzutheilen. Sie, General, waren zu ſehr in Anſpruch genommen.“

„Wann wirſt Du abreiſen?“ fragte der General.

„Morgen in der Frühe — vielleicht noch heute Nacht.“

„Und wann wollteſt Du Abſchied von uns nehmen?“

„General —“

„Alle Wetter, ich ſehe es Dir an, mein Burſch, Du wollteſt uns mit einem franzöſiſchen Abſchiede durchgehen.“

„Die Wahrheit zu ſagen, General, ich mache mir ohne Noth das Herz nicht gern ſchwer.“

„Ohne Noth — ohne Noth! Im Grunde haſt Du Recht, für Dich, für mich auch. Aber ſieh' die da an, die arme Emma! Und bleich, wie ſie daſteht, würde ſie mir bleiben, bis Du wieder kommſt, wenn ſie Dir nicht ein vernünftiges und herzliches Lebewohl hätte ſagen können. Die Frauen müſſen nun einmal, wenn ſie den Abſchied ſollen ertragen können, ihn hübſch förmlich haben, mit Lebewohl, mit glücklicher Reiſe,

auf baldiges Wiedersehen. Es versüßt ihnen den Schmerz, es ist ihnen ein Labsal, sie zehren daran in der Erinnerung bis zum Wiedersehen. Also, mein Freund, wir nehmen heute Abend den förmlichen Abschied von Dir. Gib mir die Hand darauf."

„Ich nehme Abschied von Ihnen, General", sagte Ewald.

Und er gab dem General die Hand darauf.

„Von Ihnen, General!" hatte er gesagt.

Der General ahnte die Zweideutigkeit der Worte nicht.

In Emmas Herzen zuckten sie nach.

Die Anderen sahen es nicht.

Ein vornehmer, reich besternter alter Herr war zu ihr getreten.

„Ein schöner Tag, meine Gnädigste!"

„Gewiß, Excellenz!"

„Ein seltenes Fest!"

„Gewiß, Excellenz!"

Sie sprach die Worte wie mechanisch.

Ewald war unterdeß verschwunden.

Ihre Augen suchten ihn, sie fanden ihn nicht. Ihr Blick umdunkelte sich; es war ihr, als sehe sie gar nichts mehr.

„Es ist hier heiß, meine Gnädigste. Befehlen Sie

nicht eine Promenade im Garten. Ohnehin wird die Illumination bald beginnen."

Ewald hatte den Saal verlassen.

Draußen stand Helm, der auf ihn wartete.

„Begleite mich, Ewald."

„Wohin?"

„Wohin die Pflicht Dich ruft, die versäumte Pflicht."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Du warst heute bei Emma, der schönen Christin, bei Rebekka, der schönen Jüdin. Du hast bei Beiden die Hauptsache vergessen."

„Sie wäre."

„Dein Ritterthum. Du willst heute Abend den Ritter der gekränkten, oder vielmehr zu kränkenden Unschuld machen und Du weißt nicht einmal, wo und wie es gilt. Ich werde Dich medios in res führen. Unterwegs erzähle ich Dir einen Prolog dazu."

Sie gingen.

„Also", sagte Helm unterwegs, und er erzählte Folgendes:

„Während Ihr getafelt, recognoscirte ich. Ich gehöre weder zu den großen Herren, die das Vaterland retteten und retten ließen, noch zu den Krüppeln, die ihnen die Dotationen dafür erkämpften. — Ha, fahre nur nicht gleich auf. Ich recognoscirte also das Terrain

für Dich zu heute Abend. Vielmehr, ich wollte es. Auf dem Wege begegnet mir mein Wichsier, kehrt mit mir um."

„Herr Helm, ich suchte Sie."

„Wichsier, was wollen Sie von mir."

„Herr Helm, der Herr Hermann Grohmeier steckt mit den beiden jungen Herrn von Wangern zusammen."

„Ah, Freund Ewald, Du kennst wohl den Herrn Hermann Grohmeier nicht?"

„Nein."

„Teufel, ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Du sahest mich zerschunden, zerbläut, zerschlagen —"

„Du wolltest mir von dem Herrn Grohmeier erzählen!"

„Er war der Urheber meiner Leiden. Kennst Du einen Mr. Hower?"

„Nein."

„Er ist Major in Diensten Ihrer Britischen Majestät. — Hast Du Hedwig Allmann gekannt?"

„Nein. Aber hattest Du als Student ihr nicht den Hof gemacht?"

„Ja, ja, den Hof gemacht! Bis sie den Engländer heirathete. — Ich fand sie hier wieder. Ein Weib, das einmal durchgegangen ist, muß mehrmals durchgehen. Eine einzige Untreue drückt sie, die zweite nicht

mehr. Wie Hedwig Allmann mir mit dem langen Engländer durchgegangen war, ging sie dem langen Engländer mit dem kleinen Hermann Grohmeier durch, der der Hauslehrer ihrer Kinder war. Sie lebten hier in einer verborgnen Schlucht in Freuden, bis ich sie fand und ihren Mann zu ihnen führte. Zum Lohn richtete jener Bursch mich zu, wie Du mich sahest. Er muß meine Gegenrache fühlen. In der Residenz entging er ihr. Heute ist sie ihm sicher. — Du weißt jetzt, wer der Herr Hermann Grohmeier ist. Kehren wir zu meinem Wichsier zurück. Er sagte also zu mir, der Bursch, der Grohmeier, stecke mit den beiden Wangern zusammen."

„Wo sind sie?" fragte ich.

„Er führte mich zu dem frommen Invalidenspital."

„Sehen Sie in dem Mittelgiebel oben das runde Fenster?"

„Ich sehe es."

„Hinter dem sind sie beschäftigt, das Transparent anzubringen. Sie machen eine Vorrichtung, daß ein einziger Zug an einer Schnur es zum Vorschein bringt."

„Von wem haben Sie Ihre Nachricht, Wichsier?"

„Von dem frommen Portier des frommen Hauses."

„Sie kennen ihn?"

„Von Kindesbeinen an. Er war immer ein Taugenichts."

„Darum kam er in die Dienste der frommen Herren."

„Darum kam er in ihre Dienste."

„Wichsier, thut der Mensch für Geld etwas?"

„Alles, Herr Helm!"

„Wichsier, warten Sie hier auf mich!"

„Ich ging zu Fräulein Rebekka."

„Sie feierte gerade ihre Verlobung mit Joseph Heimann — ich weiß jetzt den Namen bestimmt. Mich nahm sie dennoch an."

„Fräulein, können Sie mir Geld geben?"

„Wofür, Herr Helm!"

„Ich bin ein armer Teufel, Fräulein, der also selbst nichts hat."

„Wofür wollen Sie das Geld?"

„Für die kleinen Freuden, die heute Abend die Frau von Wangern und ihre Neffen sich machen wollen."

„Rebekka Martell ist eine kluge Dame."

„Wie viel bedürfen Sie, Herr Helm?"

„Das Gesindel hat sich mit Gesindel abgegeben, mein gnädiges Fräulein. Mit zwölf bis fünfzehn Thalern komme ich aus."

„Sie gab mir dreißig."

„Ich kehrte zu meinem Wichsier zurück.“

„Die Herren sind nicht mehr oben“, sagte er.

„Wo sind sie!“

„Die beiden Herren Barone sind nach Hause gegangen, und der Herr Informator ging in den blauen Bären.“

„Was gibt's im blauen Bären?“

„Die beiden Bänkelsänger logiren dort —“

„Ah, er will sie wohl informiren?“

„Er sagte es zu den Herren Baronen, als sie zusammen an mir vorbeigingen; er wolle ihnen ein besseres Lied machen, er verstehe sich darauf. Sie lachten unmäßig.“

„Wichsier“, sagte ich, „führen Sie mich zu dem frommen Portier des frommen Hauses.“

„Der Portier stand in der Thür.“

„Es war der heuchlerische Sünder, wie er gemalt wird.“

„Portier, sagte ich zu ihm, Ihr bekommt einen Thaler, wenn Ihr mich nach oben zu dem mittleren Giebelfenster führt. Der Wichsier hier steht für mich ein.“

„Ich stehe für den Herrn ein, sagte wichtig der Wichsier.“

„Der Portier führte uns nach oben.“

„Wir sahen das Bild, die Arrangements.“

„Die Burschen hatten ihre Sachen vortrefflich gemacht. Das Fresco des Bildes namentlich ging an Portraitähnlichkeit. Der General war mit Händen zu greifen; seine Gemahlin nicht minder; selbst Du fehltest nicht. Soll ich es Dir näher beschreiben?“

„Nein!“ sagte Ewald.

„Gut! So höre weiter. Ich gab dem Portier seinen Thaler.“

Dann sagte ich zu ihm:

„Portier, Ihr bekommt noch zwei Thaler, wenn Ihr heute Abend, vor Beginn der Illumination mich und ein paar gute Freunde hier oben in dem Giebel versteckt. Wollt Ihr?“

„Wenn es sich nur um das Verstecken handelt —“

„Für Euch um weiter nichts.“

Er nahm die zwei Thaler.

„Und wenn Alles gut geht, Portier, bekommt Ihr noch fünf Thaler dazu.“

„Das Herz lachte ihm im Leibe.“

„Ich ging mit dem Wichsier zum blauen Bären.“

„Die beiden Bänkelsänger mit ihren Leierkasten waren da, beinahe solche Galgenphysiognomien, wie der fromme Portier.“

„Was bekommt Ihr von den beiden Herren, die Euch hier untergebracht haben?“

„Sie stutzten; sie kannten weder mich, noch den Wichsier. Sie wollten mit der Sprache nicht heraus. Aber ich verstehe mich darauf, solche Burschen zu behandeln.“

„Ich gebe Euch das Doppelte, wenn Ihr es mir sagt.“

„Freie Zechung hier, und zwei Thaler.“

„Jeder zwei Thaler?“

„Zusammen.“

„Die Kerls waren ehrlich.“

„Lumpen haben Euch engagirt“, sagte ich. „Hier habt Ihr Euere vier Thaler. Und wenn Ihr heute Abend —. Wann sollt Ihr Euer Lied singen?“

„Während der Illumination, sobald im Mittelgiebel des Invalidenspitals oben das runde Fenster erleuchtet ist.“

„Ah —. Wenn Ihr vor dem Beginn der Illumination, ohne Euren Leierkasten da, aber Jeder mit einem tüchtigen Knüppel, mit mir gehen, und ein paar Strolche durchbläuen wollt, so gebe ich Euch noch vier Thaler, aber Jedem von Euch, und wenn Ihr Euere Sache extra gut macht, so wird es mir auf weitere vier Thaler für Jeden nicht ankommen.“

„Die Kerls sprangen an die Decke, versprachen Alles, werden ihr Wort halten.“

„So, Freund Ewald, steht diese Angelegenheit. Der Abend ist da. Das Volk wälzt sich schon dem frommen Spitale zu. Die Karossen fahren schon an dem Kurhause vor, um die Herrschaften hinzuführen. In einer Viertelstunde wird die Illumination beginnen. Mein Wichsier hat die beiden Bänkelsänger schon an dem Spitale aufgestellt; sie haben barbarische Knotenstöcke bei sich. Sie warten nur auf mich. Eilen wir zu ihnen.“

Ewald blieb stehen.

„Wir werden Beide nicht hingehen, Helm.“

„Bist Du wahnsinnig?“ rief der lange Referendarius.

„Ich werde nie eine Schlechtigkeit, eine Gemeinheit dulden!“

„Teufel“, lachte Helm, „das ist wohl keine Gemeinheit, wenn die Burschen den alten General, Deine Cousine, Dich selbst hinterlistig an den Pranger stellen! Das willst Du dulden?“

„Gib Deine Pläne auf, Helm. Ich bitte Dich.“

„Antworte Du mir!“

„Ich werde nie ihre Ausführung dulden.“

„Du bist ein Narr!“

Ewald hatte sich schon entfernt.

„Er ist wahrhaftig ein Narr!“ sagte Helm. „Aber ich hätte es vorhersehen sollen! Wohin er eilt! Was mag er vorhaben! Was mache ich! An dem Spitale schreien sie schon! In einigen Minuten wird es losgehen! Ich darf nicht fehlen. Ich muß meinen Willen haben.“

Er eilte weiter.

Er kam an dem frommen Spital an, das er und sein Stiefelputzer nicht allein so nannten.

Seine beiden Bänkelsänger warteten schon auf ihn. Sie führten Knotenstöcke bei sich, so zackig und so wuchtig, daß ihm das Herz gelacht haben würde, wenn ihm nicht die plötzliche Entfernung Ewalds so schwer darauf gelegen hätte.

„Was mag er vorhaben? Was mag er schon gethan haben?“

Aber er mußte gute Miene zu dem Spiele machen, das noch kein böses geworden war.

„Kommt, folgt mir!“ sagte er zu den beiden Burschen.

Sie folgten ihm zu dem Spital.

In der Thüre stand der Portier.

„Die Luft noch rein, Portier?“

„Alles wohl, mein Herr!“

„Wohl!“ sagte sich Helm. „Das Wort ist zwei-

deutig! Und sagte der Kerl es nicht so eigen, so verdächtig."

„Führt uns nach oben, Portier."

Der Portier führt sie nach oben, verbarg sie hinter einem breiten Schornstein, entfernte sich wieder.

Helm instruirte hinter dem Schornsteine die beiden Burschen.

„Zwei Herren werden kommen, vielleicht auch drei. Aber es sind freche Schufte; Ihr hättet ein Dutzend von ihnen nicht zu fürchten. Sie sind ohne Waffen, denken an keinen Ueberfall; Ihr kennt sie ja. Es sind dieselben, denen Ihr für die lumpigen zwei Thaler das Lied singen solltet. Würdet Ihr Euch vor ihnen fürchten?"

Die Burschen lachten.

„Vor denen, Herr? Nimmer!"

„Wohl! Sie werden hier oben erscheinen. Ihr laßt sie ruhig herauf kommen. Sie werden nach vorn zu der Giebelwand gehen. Ihr laßt sie vorschreiten, bis an das runde Fenster. Dort werden sie die Lampen anzünden wollen. Sobald Ihr das erste Zündhölzchen brennen seht, fallt Ihr über sie her und bearbeitet sie, daß sie sich nicht mehr rühren können. Besonders den Kleinen laßt nicht zu kurz kommen. Wenn sie genug

haben, zerschlagt Ihr das Bild in dem Fenster. Habt Ihr Alles verstanden!"

„Sehr wohl, Herr!"

„Und unser Geld, das wir noch zu erhalten haben?"

„Ihr bekommt es in dem Moment, da wir sie die Treppe herauf steigen hören. — Horch! Kommen da nicht schon Schritte herauf."

Sie horchten. Aber Schritte kamen nicht herauf. Es blieb im Hause Alles still.

Dagegen wurde es draußen auf der Straße lauter und lauter und heller.

Fenster an Fenster wurden beleuchtet. Wenn eins hell war, erhob die Menge draußen ein Jubelgeschrei.

„Und hierher kommt Niemand?" sagte bedenklich der Herr Helm.

Der Schein der Lichter draußen drang bis an den Schornstein, hinter dem der lange Referendarius mit seinen Bänkelsängern und ihren Knotenstöcken stand.

Die Treppe herauf kam Niemand.

„Teufel!" fluchte Helm. „Was hat der Ewald gemacht?"

Draußen rollten die Equipagen heran, in denen die Herrschaften sich die Illumination ansehen wollten.

Oben blieb es still.

„Hurrah! Hurrah! Hoch unser General!“ rief es draußen aus tausend Kehlen.

Dem Herrn Helm wollte der Angstschweiß von der Stirn laufen.

Auf einmal kam etwas die Treppe herauf.

„Ah, doch noch!“ kam wieder Leben und Hoffnung in Helms Brust.

„Jetzt paßt auf! Nehmt Euere Stöcke fest in die Hände, aber haltet Euch ruhig, bis sie Alle oben, dort am Fenster sind.“

Aber es kam Niemand nach oben, geschweige bis zu dem Fenster.

Auf der Mitte der Treppe hatte ein Schritt angehalten und eine Stimme rief von da herauf:

„Feiger, elender, erbärmlicher Referendarius Helm! Komme herunter, Du Schuft, wenn Du Muth hast. Hier findest Du mich!“

Helm erkannte die Stimme.

Der kleine Informator Hermann Grohmeier höhnte ihn.

Und der lange Referendarius hatte Muth, und in Wuth gerieth er dazu.

„Schlagt das Bild entzwei!“ rief er den Bänkelsängern zu. „Dann mir nach.“

Die Burschen schlugen mit drei Hieben das Bild in Fetzen.

Helm sprang die Treppe hinunter.

Die Burschen sprangen ihm nach.

Hermann Grohmeier war fort.

„Unser Geld, Herr!“ hielten die Burschen den Herrn Helm an.

Er gab jeden von ihnen zwei Thaler.

„Noch fünf Herr! Für Jeden!“

„Geht zum Teufel!“

Sie erhoben ihre Knotenstöcke gegen ihn.

„Hier, hier!“ rief Helm.

Er warf Jeden von ihnen noch fünf Thaler zu.

Sie bedankten sich lachend und flogen die Treppe hinunter, zum Hause hinaus.

Helm folgte ihnen langsam, wie ein geschlagener Mann.

Der Abend war schon spät geworden, als die Feierlichkeiten und Festlichkeiten, denen der General sich nicht entziehen konnte, ein Ende nahmen und der alte Soldat in die Stille und Ruhe seiner Wohnung sich zurückziehen konnte. Er hatte sich seit Stunden danach gesehnt.

Emma erwartete ihn.

„Ist Ewald noch nicht da?“ war seine erste Frage an sie.

Ewald war noch nicht da, noch nicht da gewesen.

„Er wollte draußen Abschied von mir nehmen“, sagte der General, „vor allen den Menschen. Es werde mir spät werden, bis ich zu Hause komme, ich werde dann der Ruhe bedürfen, er wolle mich nicht belästigen. Aber! Nichts da, junger Mann, erwiderte ich ihm. Für Dich bleibe ich die ganze Nacht auf. Und wie wäre es mit Emma? Ihr wolltest Du ganz mit dem Abschiede durchgehen? Und weißt Du, Emma, was er mir darauf antwortete? Ja, sagte er, das sei eigentlich seine Absicht; wir Beiden seien die Menschen, die er am meisten auf der Welt liebe; da möchte der Abschied von uns ihm zu schwer werden. Und dabei sah er aus, als wenn er auf Tod und Leben von uns gehen müsse. Ich konnte ihn doch so nicht gehen lassen, und er mußte mir versprechen, noch zu uns zu kommen. — Aber so, Emma, Du sitzest auch mit einem Gesichte da, als ließen wir ihn auf Tod und Leben ziehen. Nimm Dich zusammen, wenn er kommt. Machen wir ihm und uns das Scheiden nicht noch schwerer. Warum geht er denn eigentlich? Warum kann er nicht bei uns bleiben?“

„Er ist unglücklich“, sagte Emma.

„Ja, ja! Es war eine dumme Geschichte. Aber der Krieg bringt sie zu Tausenden so mit sich. Und das Leben hat sie auch sonst. Wie Mancher hat seinen liebsten Freund, den eignen Sohn aus Versehen auf der Jagd erschossen!“

Während der brave General in solcher Weise seine Frau zu trösten suchte, erschien Ewald.

Er war ernst und ruhig, wie man ihn gewöhnlich sah.

„Das ist brav von Dir, daß Du noch kommst“, empfing ihn der General. „Sieh' mich an, ob ich der Ruhe bedarf, ob Du mich belästigst. Käme es auf mich an, ich bliebe die ganze Nacht mit Dir hier zusammen, und wir plauderten, bis ich Dich an den Wagen brächte. — Wann fährst Du denn?“

„In einer halben Stunde“, antwortete Ewald.

„Ah, die Nacht durch! Im Grunde hast Du Recht. Solch' eine schöne Sommernacht ist wie zum Reisen geschaffen. Aber eine längere Abschiedszeit hättest Du uns wohl schenken können. Nun, nun, Du hast auch darin Recht, Du braves Herz, besonders für die arme Emma. Sieh' nur, wie sie angegriffen ist. Tröste Dich, mein Kind; er kommt wieder.“

Emma konnte wenigstens fest und standhaft bleiben.

Der General, der sie darin unterstützen wollte, fuhr zu Ewald fort:

„Du willst wohl so eine Reise durch die halbe Welt machen?“

„Wohin Laune und Zufall mich führen“, sagte Ewald.

„Aber zum —“ rief der General, und das Weinen erstickte die Stimme des alten Soldaten.

Emma saß in stummen Kampfe mit ihren Thränen.

Auch Ewald wurde das Herz zu schwer.

Er erhob sich rasch.

„Leben Sie wohl, General! Behalten Sie mich lieb, mich und mein Andenken.“

„Junge, mein Herzensjunge!“ schluchzte der alte Soldat und er schlang seinen Arm um den jungen Mann und drückte ihm herzliche Küsse auf die Lippen.

„Und nun sage der armen Emma Adieu!“

Damit stürzte er fast aus dem Zimmer.

Emma und Ewald hatten ja schon Abschied von einander genommen.

Er reichte ihr die Hand.

Sie zitterte heftig.

Er küßte sie auf die Stirn.

Ihre Lippen hatten sich noch nicht berührt, noch nie.

„Lebe wohl, Emma!“

„Lebe wohl, Ewald!“

Er verließ das Zimmer. Er hatte die Kraft, sich nicht nach ihr umzusehen.

So hatte sie doch noch einen zweiten Abschied nehmen müssen.

Und der zweite Abschied hatte doch die Kraft des starken Mannes gebrochen.

Draußen in dem Garten des Hauses, in einer Laube mußte er sich auf einer Bank niederlassen. Sein Blick war nach dem Hause gerichtet, nach dem Gartensalon, in dem er die beiden Lieben, in dem er Emma zuletzt gesehen hatte.

„So, so wird ihr Bild immer vor mir stehen. Immer — so lange ich lebe! Und wie lange! Möchte es bald zu Ende sein. Was will ich hier noch? Und sie! —“

Er sah stumm vor sich hin.

In dem Hause wurden die Thüren verschlossen, auch die Thür des Gartensalons. Die Lichter darin wurden ausgelöscht. Ewald hatte nicht darauf geachtet.

Von der großen Allee des Badeorts kamen durch die Stille des späten Abends die Töne eines Posthorns herüber. Sie riefen den Reisenden, der auf sich warten ließ.

Er hörte sie wohl. Aber seine Blicke, seine Ge-

danken waren nur auf das Haus gerichtet, das still und dunkel vor ihm lag.

Das Posthorn rief ihn zum zweiten Male.

In dem Augenblicke nachher wurde ein Geräusch im Hause laut.

Ewald hatte Auge und Ohr nur für das dunkle Haus.

Das Geräusch war an der Thür des Gartensalons.

Ewalds Herz erbebte.

Er erhob sich; er wollte sich entfernen.

Er konnte Auge und Ohr und Herz und Gedanken nicht von der Thür wenden.

Sie wurde geöffnet.

Er wollte fliehen.

Er mußte noch einmal den Blick zu der Thür wenden.

Emma stand darin.

Die Sterne des Himmels zeigten ihm ihre Gestalt.

Die Himmelssterne sagten ihm, daß sie ihn suche.

Konnte er fliehen?

Sie sah ihn; sie schritt auf ihn zu.

Er schritt ihr entgegen.

Sie standen vor einander.

Sie lagen sich in den Armen.

Sie wußten Beide nicht, wie es, wie ihnen geschah.

Sie hielten sich Beide mit den Armen fest umschlungen. Ihre Herzen klopften aneinander.

Ihre Lippen berührten sich, zum ersten Male in ihrem Leben, und sie konnten nicht wieder von einander lassen.

Ewald riß sich los.

Er war der Kräftigere. Er war es noch.

„Trennen wir uns, Emma!“

„Ja, jetzt!“ sagte sie. „Ich mußte Dich noch einmal sehen, Ewald. Mein Herz sagte mir ja, daß Du noch hier warst.“

„Und in dem meinigen standest nur Du, Emma!“

„Mein Ewald!“ sagte sie dann noch, und sie verschwand in dem Hause.

„Emma, Emma!“ rief er schmerzlich hinter ihr her.

Die Thür des Gartensalons verschloß sich wieder.

Ewald verließ den Garten.

Das Posthorn rief ihn zum dritten Male.

Er erreichte die Extrapost, die schon lange auf ihn gewartet hatte.

An dem Wagen stand der Referendarius Helm.

„Ich fahre mit Dir, Ewald.“

„Um Dir gegen die Wangern's zu sekundiren.“

„Ich schrieb schon an Ehrhard.“

„So kann ich Dir sonst nützlich sein. Bei einem

Duell hat man immer Hülfe nöthig. Du haſt die meinige zwar durch Deinen dummen Streich nicht verdient. Der elende Informator entging zum zweiten Male meiner Rache, und diesmal trägſt Du allein die Schuld. Aber ich bin nicht rachſüchtig, das heißt, gegen Dich nicht. Alſo!“

Mit ſeinem Alſo ſtieg der lange Referendarius in den Wagen zu Ewald, der ſich ſchon geſetzt hatte.

Der Wagen flog davon.

Sechstes Kapitel.

Ein Duell.

Der Abend kam auch im Sommer früh in das Rosenthal. Die Sonne verschwand eine Stunde und noch früher, als in der Ebene, hinter den hohen Bergen, die das Thal auch nach Westen einschlossen.

Der Gasthof zum Rosenthal lag schon halb in dem Schatten der westlichen Berge. Er lag in der tiefen Stille da, die in dem ganzen Thale herrschte. Die Bewohner des Thales hatten die Arbeiten des langen Sommertages verrichtet. In dem Gasthofe fanden sie, Herrschaft, Knechte und Mägde, an langen Tischen beim Abendessen.

Der Wirth selbst stand zuerst auf.

„Der Eisenbahnzug von der Residenz hier muß

bald kommen", sagte er. „Es ist mir so, als müsse er Gäste bringen."

„Warum meinst Du das, Vater?" fragte ihn seine Frau.

„Es ist mir einmal so", war seine Antwort.

Damit ging er vor die Hausthür, und horchte in die Stille des Abends hinaus.

Es dauerte nicht lange, als er ein Geräusch vernahm.

Es war noch in weiter Ferne, hinten in der großen Ebene, an der die Gebirgskette entlang lief, durch die man unmittelbar in das Rosenthal eintrat.

Der Wirth vernahm das Rollen des Eisenbahnzuges, der von der Residenz herkam. Der Zug nahete sich mit der reißenden Schnelle seiner Dampfkraft. Nach wenigen Minuten war er dem Rosenthal gegenüber. Er hielt an der Station, die den gleichen Namen führte.

„Es ist mir bestimmt so, als müßten Fremde kommen!" sagte sich der Wirth. „Jeder Mensch hat seine Ahnungen."

Er hatte Recht, jeder Mensch hat seine Ahnungen. Sie treffen freilich nicht immer ein. Ihm sollte die seinige eintreffen.

Nach einer Weile kam durch das Felsenthor, das

das Thal von der Ebene trennte, ein einzelner Fußgänger auf den Gasthof zu.

Es war ein wohlgekleideter, sogar etwas vornehmer Herr in den dreißiger Jahren. Sein Wesen war ernst; sein Gesicht zeigte Kummer.

Er trug nur einen leichten Reisesack bei sich.

Er las auf dem großen Schilde über der Hausthür den Namen des Gasthofs.

Dann trat er auf den Wirth zu.

„Ich kann hier logiren?“

„Ja, mein Herr!“

„Sie sind der Gastwirth?“

„Zu dienen, mein Herr.“

„Logiren in diesem Augenblicke Fremde bei Ihnen?“

„Sie sind heute der erste hier, mein Herr.“

„Wollen Sie mir ein Zimmer anweisen lassen?“

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

Der Wirth ging mit dem Fremden in das Haus.

Kaum waren sie eingetreten, als er das Rollen eines Wagens hörte. Es kam aus dem Gebirge.

„Lene“, sagte der Wirth zu seiner Tochter, „führe den Herrn zu Nummer fünfzehn.“

Die hübsche Lene führte den Herrn, der das

Rollen des Wagens nicht gehört oder nicht beachtet hatte, zu Nummer fünfzehn.

Der Wirth kehrte vor die Hausthür zurück, um zu sehen, was komme.

Von den Bergen her kam ein Wagen, in dem vier Herren saßen.

Zwei von ihnen trugen bürgerliche Kleidung, zwei unter grauen Staubmänteln Militairuniformen.

Der Wagen hielt vor dem Gasthofe. Die vier Herren sprangen heraus, wenigstens drei von ihnen. Es waren die beiden Herren in Civilkleidung, und der eine der Militairs.

Sie waren alle drei junge Herren, am Ende der Zwanziger, oder im Anfange der dreißiger Jahre.

Die beiden in der bürgerlichen Kleidung waren große, derbe Gestalten. Ihre Manieren zeigten etwas Reges.

Ihr militairischer Begleiter trug die Uniform eines Oberlieutenants von den Kürassiren. Er war gleichfalls eine kräftige Gestalt. Seine Manieren waren nicht fein.

Der vierte der Herren war nicht mehr jung. Er konnte vierzig bis fünfundvierzig Jahre zählen. Als er seine Militairmütze abnahm, um sich den Staub von der Stirne zu wischen, zeigte er dünnes, glattes,

blondes Haar und eine beträchtliche Glatze. Als er langsam und vorsichtig aus dem Wagen stieg, sah man eine kleine Gestalt mit einem runden Bäuchlein. Seine Uniform war die eines Militairarztes. Er nahm aus einem Sitzkasten ein eben nicht sehr kleines Kästchen von Mahagoniholz; er hatte wohl seine Medikamente, vielleicht auch Instrumente darin.

Die Andern kümmerten sich nicht weiter um ihn. Sie gingen zu der Hausthür, aus der ihnen der Wirth entgegen getreten war.

„Zimmer!“ befahl diesem einer der bürgerlich gekleideten Herrn.

Es war der jüngere von ihnen, der jüngste der Gesellschaft, auch der längste und der — ungenirteste.

„Wie viel, meine Herren?“ fragte der Wirth.

„Zeigen Sie zuerst her, was Sie haben. Gehen Sie vorauf.“

Er nahm den Arm des Wirths, schob diesen vor sich her in das Haus, folgte ihm auf dem Fuße.

Ihm folgten die beiden andern Herren.

Der Arzt kam mit seinem Kasten nach.

„Unbezahlbar, Dein Bruder Alexander“, sagte der Lieutenant zu dem andern, dem älteren Civilisten.

„Er war mein Schüler!“ sagte dieser zufrieden, auch mit sich selbst.

„Ist er nicht schon der Meister seines Lehrers?“ fragte der Offizier.

„Es kann etwas aus ihm werden; er ist noch jung“, war die Antwort.

Der, von dem sie sprachen, folgte unterdeß dem Wirth.

„Logirt Jemand bei Ihnen?“

„Ein einziger Fremder“, antwortete der Wirth.

„Dann sind sie noch nicht da!“ wandte der Herr Alexander sich zu den beiden Andern zurück.

„Ich wußte es!“ sagte verächtlich sein Bruder. „Wahrscheinlich werden wir auch die Einzigen bleiben.“

„Darin könntest Du Dich irren, Cäsar“, bemerkte ihm der Offizier.

„Pah!“ sagte der Herr Cäsar.

Der Herr Alexander wandte sich wieder an den Wirth.

„Was ist es für ein Mensch, der bei Ihnen logirt?“

„Ich kenne ihn ja nicht“, antwortete der Wirth.

„Wie sieht er aus?“

Der Wirth beschrieb ihn.

„Vornehm? Gevatter Schreiber und Handschuhmacher! Ist er schon lange hier?“

„Seit zehn Minuten.“

„Wie kam er?“

„Zu Fuße, von der nahen Eisenbahnstation.“

„Wie ich sagte, Gevatter und so weiter.“

Sie waren eine Treppe des Hauses hinaufgestiegen.

Der Wirth öffnete mehrere seiner Logirzimmer.

Sie waren alle geräumig, hell, bequem.

„Das nehmen wir für uns Drei!“ entschied der Herr Alexander.

Es war ein großes Zimmer mit drei Betten.

„Hier wird der Doctor schlafen“, fuhr er fort.

Es war ein kleineres Zimmer mit einem Bette, an der anderen Seite des Ganges.

In dem großen Zimmer warf sich der Herr Alexander dann, so lang er war auf ein Sopha.

Von da befahl er weiter:

„Abendessen, Herr Wirth! Aber ein gutes!“

„Die Herren sollen gut bedient werden.“

„Haben Sie auch guten Wein?“

„Ich werde Ihnen die Weinkarte bringen.“

„Teufel, er führt eine Weinkarte!“

Der Herr Alexander lachte laut.

Der Wirth verließ das Zimmer.

Er ging nach unten zu seiner Frau.

„Mutter, ein gutes Abendessen! Das sind grobe Gesellen!“

„Und für grobe Gesellen ein gutes Abendessen, Vater?“

„Sie sollen mir darnach bezahlen!“

Er nahm die Weinkarte und sein Fremdenbuch und kehrte damit in das große Zimmer nach oben zurück.

Er legte Beides vor.

„Darf ich die Herren bitten, Ihre Namen einzuschreiben?“

„Sie sind wohl toll, Herr Wirth!“

Der Herr Alexander lachte es.

„Es ist obrigkeitliche Vorschrift, meine Herren“, sagte der Wirth.

„Für uns nicht!“

„Ich muß Strafe bezahlen!“

„Bezahlen Sie, Wirth!“

Der Offizier legte sich ins Mittel.

Er hatte seinen Staubmantel abgelegt. Er zeigte auf seine Uniform.

„Diese kümmert sich um Ihre obrigkeitlichen Vorschriften nicht, Herr Wirth, und nun lassen Sie uns mit Ihrem Buche da in Ruhe.“

Er sprach es ruhig befehlend, wie Einer, der zu befehlen hat.

Der Wirth sah ein, daß er nichts ausrichten könne, wollte sich mit seinem Buche entfernen.

„He, Herr Wirth!“ rief der Herr Alexander.

„Was wünschen Sie?“ sagte der Wirth.

„Sie können auch wohl sagen: was befehlen Sie, Herr Wirth.“

Der Wirth sagte nichts.

„Und dann, Monsieur Wirth, sind wir Ihre gnädigen Herren!“

In dem Gesichte des Wirths zeigte sich etwas, das hieß: Ich habe unten ein Dutzend handfester Knechte, mit Ofen- und Mist- und anderen Gabeln, und wenn auch anderswo die Leute sich Eure Grobheiten gefallen lassen, hier geschieht es nicht!

Der Herr Alexander fuhr in seiner Weise fort:

„Hat sich der fremde Fußgänger schon eingeschrieben, der bei Ihnen logirt?“

„Ja!“

„Geben Sie Ihr Buch her!“

Einen Augenblick zögerte doch der Wirth; dann gab er sein Buch her.

„Regierungsrath Ehrhard aus der Residenz“, las der Herr Alexander.

Er gab das Buch zurück.

Der Offizier hatte unterdeß die Weinkarte durchgesehen.

„Zwei Flaschen Burgunder!“ bestellte er.

Der Wirth entfernte sich.

„Sein Sekundant wäre also schon da!“ sagte der Offizier.

„Er selbst fehlt noch“, bemerkte der Herr Cäsar.“

„Er wird schon kommen!“

Es wurde an die Thür geklopft. Zugleich wurde sie halb geöffnet.

„Darf man eintreten?“ fragte der kleine runde Arzt hinein.

„Herein, Doctor!“ rief es ihm entgegen.

Er trat ein.

„Habt Ihr Euch schon eingerichtet, Doctor?“

„Ja.“

„Seid Ihr zufrieden?“

„Hm“, meinte der Doctor, „im Rosenthal kann man schon zufrieden sein. Der Gasthof ist weit und breit berühmt.“

„Als Fuhrmannsherberge wohl?“

„O, nein! Der Adel der ganzen Gegend verkehrt hier, hält hier seine großen Reunions, giebt hier im Winter seine Bälle. Und der Adel der Gegend ist

reich, und der Wirth steht mit ihnen Allen auf freundschaftlichem Fuße, ist der Vertraute manches Herrn und mancher Dame, kennt ihre kleinen Verlegenheiten und ihre geheimen Wünsche, und, meine Herren, wenn Sie einmal eine reiche Frau suchen, Sie können kein besseres Geschäft machen als durch ihn."

„Teufel, Doctor, da muß man ja wohl andere Saiten bei ihm aufziehen."

Man hörte an dem Hause einen Wagen vorfahren.

„Da wird er sein!"

„Doctor, sehen Sie einmal nach."

Der Doctor ging.

„He, Doctor!" rief ihm der Herr Alexander nach.

Der Doctor stand still.

„Sagen Sie dem Wirth, daß er doch bald das Essen für uns besorge."

Der Doctor wollte wieder gehen.

„He, Doctor!" rief der Offizier.

Der Doctor stand wieder.

„Vor allen Dingen möge er uns den Wein hereinschicken."

Der Doctor konnte endlich die Thür hinter sich zumachen, ganz in den Gang hineintreten, der Treppe zuschreiten.

Er wurde noch einmal aufgehalten.

Er kam aus dem Regen in die Traufe.

„Ah, Doctor, schämt Ihr Euch nicht? Von solchen Burschen Euch so maltraitiren zu lassen? Ich habe hier Alles gehört!“

„Ihr Freundchen?“ rief der Doctor.

„Ja, ich, alter Freund!“ sagte der lange Referendarius Helm.

„Mit dem Herrn von Kuhn?“

„Mit wem sonst?“

„Als Zeuge?“

„Als Zeuge, oder Sekundant, wie es fällt.“

„Nun, Gott sei Dank!“ rief der Doctor aus dem Grunde seines Herzens.

„Wofür?“ fragte Helm verwundert.

„Da findet die Grobheit Jener doch ihren Meister. Da kann man wieder aufathmen.“

„Warum laßt Ihr Euch durch sie den Athem nehmen?“ fragte Helm.

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Ihr seid nicht Soldat gewesen, Helm?“

„Gottlob, nein. Eigentlich ist es Schade. Von einem halben Dutzend Lieutenants hätte ich die Welt befreit. — Aber, Freundchen, besorgt jetzt für die Burschen den Wein und das Abendessen, und meldet

ihnen dann, daß wir da sind und daß die Sekundanten sich besprechen können. Wir logiren fünfzehn und sechzehn."

Sie trennten sich.

Ewald Kuhn und der Regierungsrath Ehrhard hatten sich unterwegs begrüßt.

Sie reichten einander stumm die Hände.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist", sagte Ewald dann.

„Mußte es sein?" fragte der Freund.

„Es mußte sein."

„Und warum?"

„Frage Helm! Er wird Dir Alles sagen."

„Helm ist hier?"

Ehrhard fragte es mit finsterer Miene. Die Nachricht verletzte ihn.

„Verzeihe mir, Ehrhard", sagte Ewald. „Einen Zeugen mußten wir haben. Ich fand auf der Stelle sonst Niemanden. Da nahm ich ihn mit. Und die Wahrheit zu sagen, ich dachte dabei an Dich!"

„Und dennoch nahmst Du ihn?"

„Darum! Helm ist nicht so schlecht, wie wir meinten. Er hat sogar seine guten Seiten; seine Fehler verbergen sie nur, und seine Fehler haben zum großen Theile in seinem Unglücke ihren Grund. Was

sein Benehmen in Deinem Prozesse betrifft, so war es ein Mißgriff, an sich eine Schlechtigkeit; aber er hatte keine schlechte Absicht dabei. Du warst aufgeregt, als wir schon einmal darüber sprachen. Du wirst seitdem ruhiger geworden sein. Morgen, übermorgen werden wir uns darüber verständigen können. — Du und Helm jedenfalls. Heute hätten wir Alle nicht die Ruhe dazu."

Ewald sprach die Worte so klar und ruhig. Man hörte ihnen doch seine innere Bewegung an Er suchte nicht, diese zu verbergen. Er war der wahrhaft muthige Mann, am Abend vor dem Duell.

Helm kam zu ihnen.

Er ging in seiner ungenirten Weise auf Ehrhard zu, reichte ihm seine Hand hin.

„Guten Abend, Ehrhard!"

Ehrhard stand doch unbeweglich und stumm.

„Du kannst immer guten Abend zu mir sagen", sprach Helm.

„Guten Abend!" sagte Ehrhard.

„Und auch Deine Hand in die meinige legen!"

Ehrhard that auch das.

„So!" sagte Helm zufrieden. „Und nun habe ich Euch mitzutheilen, daß ich dem Doctor der Anderen

begegnete, und ihm sagte, die Sekundanten könnten sich gleich besprechen."

„Ich werde zu ihnen gehen", sagte Ehrhard.

„Halt!" rief Helm. „Nach dem Comment müssen sie zu uns kommen. Solchen Burschen gegenüber darf man sich nichts vergeben. Sie werden auch schon kommen."

Ewald verließ das Zimmer. Bei der Unterredung der Sekundanten und Zeugen durfte er nicht zugegen sein.

„Höre, Ehrhard", sagte Helm, als die Beiden allein waren, „über Deinen Prozeß werden wir, fürchte ich, hier noch viel mit einander sprechen können."

„Warum fürchtest Du das?"

„Weil ich fürchte, daß wir hier noch lange werden beisammen bleiben müssen."

„Und warum denn?"

„Wir werden doch Ewald nicht verlassen, wenn er zusammengeschossen wird."

„Mensch! Warum gerade er?"

„Weil ich die Ahnung habe. Und Du weißt, bei Paukereien trafen meine Ahnungen jedesmal ein."

„Es war Aberglaube!"

„Es war Instinkt!"

„Wie kam diese unglückliche Geschichte?“ fragte Ehrhard?

„Hat er es Dir nicht geschrieben?“

„Er schrieb mir nur, ich möge hierher kommen, um ihm in einem Pistolenduell mit einem Herrn von Wangern zu secundiren. Ich möge Waffen mitbringen. Das Andere werde ich hier erfahren.“

„Das Andere ist Folgendes“, sagte Helm. „Du kennst die Geschichte des Ankaufes von Birkenfelde?“

„Ich kenne die Geschichte.“

„Auch ihre Folgen für den Grafen Breitenberg und seine Töchter?“

„Auch sie.“

„Auch das Fest, das dem General von Branden im Bade gegeben wurde?“

„Die Zeitungen haben davon berichtet.“

„Wohl nicht Alles. Bei der Illumination sollte z B. ein Bild paradiren, darstellend die Hochzeit des Generals, des alten verkrüppelten Invaliden, mit seiner schönen Frau als Regimentswäscherin, unter dem Schutze Ewalds, als ihres Louis.“

„Infam!“ sagte Ehrhard.

„Die Infamie ging aus von der Frau von Wangern, einer Verwandten der Breitenbergs. Sie sollte, mit einer anderen, auf die es nicht weiter an-

kommt, ausgeführt werden von den beiden Neffen der Frau von Wangern. Ich erfuhr bei Zeiten davon, machte Ewald Mittheilung, um mit ihm die Verhinderung zu berathen. Ewald ging hinter meinem Rücken zu den beiden Herren von Wangern — ich hätte es erwarten können — traf nur Einen von ihnen, forderte ihn, machte dadurch die Ausführung unmöglich — an der äußeren Etikette der Ehre halten auch solche Burschen fest; verabredet mit dem Bruder, den jener dann zu ihm sandte, das Nähere des Duells, schrieb an Dich und reiste mit mir hierher."

„Aber Du?"

„Teufel, auch ich konnte nicht anders, Du wirst es erfahren. — Da kommt Jemand, wahrscheinlich Dein Gegensekundant."

Es wurde an die Thür geklopft.

„Herein!" rief Ehrhard.

Der Offizier trat ein, der mit den Herren Cäsar und Alexander von Wangern gekommen war.

„Oberlieutenant von Hermersdorf!" stellte er sich vor. „Ich suche den Herrn Regierungsrath Ehrhard."

Ehrhard verbeugte sich gegen ihn.

„Wir werden gegen einander sekundiren, Herr von Hermersdorf."

„Ich bin gekommen, das Nähere mit Ihnen zu verabreden, Herr Regierungsrath.“

„Machen Sie Ihre Vorschläge, Herr von Hermersdorf.“

Der Offizier sah etwas zweifelhaft den Herrn Helm an.

„Herr Helm“, stellte Ehrhard ihn vor. „Alter Universitätsfreund von Herrn von Kuhn und mir. Er wird Zeuge bei dem Duell sein.“

Wie Ehrhard, so war auch der Offizier sehr höflich.

Er verbeugte sich stumm gegen Helm.

Helm that mit vollem Anstande so gegen ihn.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre“, fuhr der Offizier dann zu Ehrhard fort, „brechen wir gemeinschaftlich morgen früh um fünf auf.“

„Einverstanden!“ sagte Ehrhard.

„Wir suchen“, sprach der Offizier weiter, „gemeinschaftlich einen Platz. Er wird in den Bergen umher leicht zu finden sein.“

„Ich hoffe es gleichfalls.“

„Es wird durch Barrière geschossen.“

„Wie viel Schritte?“ fragte Ehrhard.

„Fünf!“

„Einverstanden, unter Vorbehalt einer vorherigen Rücksprache mit dem Herrn von Kuhn.“

„Es werden so viele Gänge gemacht, wie der eine oder der andere Theil fordert.“

„Einverstanden!“

„Versagen des Pistols gilt wie ein abgefeuerter Schuß!“

„Einverstanden.“

„Für den ersten Schuß haben Sie das Kommando. Für die andern wechselt es.“

„Einverstanden.“

„Die Waffen sind nicht gezogene Pistolen.“

„Einverstanden.“

„Unser Zeuge wird der Herr Alexander von Wangern sein.“

Ehrhard besann sich.

„Der Bruder Ihres Herrn Duellanten?“

„Der jüngere Bruder.“

„Es ist zwar nicht Sitte“, sagte Ehrhard. „Der Herr von Kuhn könnte ihn refüsiren, weil beide Brüder gleich beleidigt haben. Indeß vorläufig angenommen, unter Vorbehalt der Rücksprache mit Herrn von Kuhn. — Haben Sie noch sonstige Bedingungen, Herr von Hermersdorf?“

„Ich wüßte keine.“

„So erlauben Sie mir zunächst eine Bitte.“

Der Offizier verbeugte sich.

„Sie haben einen Arzt mitgebracht?“

„Unsern Bataillonsarzt.“

„Würde er nöthigenfalls uns seine Hülfe leisten? Ich mußte, wenn ich nicht Aufsehen erregen wollte, ohne Arzt hierher kommen.“

„Unser Arzt wird zu Ihren Diensten stehen.“

„Darf ich danken“ sagte Ehrhard, „doch bitte, einen Augenblick zu verzeihen?“

Er ging in das Zimmer nebenan zu Ewald.

Er war im nächsten Augenblicke zurück.

„Der Herr von Kuhn ist auch mit der Distanz von fünf Schritten für die Barrière einverstanden.“

Die Herren trennten sich mit derselben Höflichkeit, mit der sie ihre ganze Unterredung geführt hatten.

Ewald kehrte in das Zimmer zurück.

Er war ruhig, wie vorher.

Es war längst dunkler Abend geworden.

Drüben in dem Zimmer der Herren von Wangern und ihrer Begleitung wurde es laut. Sie stießen mit den Gläsern an, sprachen viel, lachten, sangen.

„Sie machen dem Cäsar Muth“, sagte Helm.

Der lange Referendarius hatte gleichfalls für ein Abendessen gesorgt. Er sorgte auch für Unterhaltung. Er erzälte alte Studentengeschichten, aber kein Wort von früheren Paukereien. Auch von dem morgenden

Duelle sprach er nicht. Es gehörte wohl gleichfalls zu seinem Aberglauben.

Mit dem letzten Bissen entfernte er sich.

„Ich habe Schlaf. Ihr werdet auch müde sein! Gute Nacht. Um halb fünf morgen früh wecke ich Euch.“

Sie wünschten ihm ebenfalls eine gute Nacht.

Dabei hatten sie wohl Jeder eine Bemerkung über ihn. Ewald theilte sie dem Freunde mit.

„Wie rücksichtsvoll er heute ist! Wir haben ihm doch manchmal Unrecht gethan. Er weiß, daß wir noch miteinander zu sprechen haben.“

Ehrhard gestand es schweigend zu. Eine Antwort durfte er nicht haben. Er wird zusammengeschossen! hatte Helm zu ihm gesagt.

Die beiden Freunde hatten noch mit einander zu sprechen.

„Ich muß mich auf Alles gefaßt machen“, sagte Ewald. „Da habe ich Bitten an Dich. Du und Sophie, Ihr seid meine einzigen Freunde, denen ich Alles anvertrauen kann, und jetzt muß. Du bist allein bei mir, ohne sie. Was ich zu sagen habe, muß ich daher Dir hier allein mittheilen. Aber für Dich allein behalten darfst Du es nicht. Auch Sophie muß es wissen. Du mußt Dich darüber mit ihr besprechen.“

Ehrhard wurde unruhig.

„Du wirst es einsehen", sagte Ewald. „Und Du mußt persönlich mit Sophie Dich berathen. Schriftlich könnte, dürfte es nicht geschehen."

Ehrhard war aufgestanden, ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

Ewalds klares Gesicht wurde trübe.

„Ich fordere ein Opfer von Dir", sagte er. „Ich wünschte, es wäre Dir keins. Ich wünschte, es würde die Veranlassung, daß der Schritt, der Dir jetzt so schwer erscheint, Dich und Sophie unmittelbar zu Eurem Glücke zurückführte. Abschlagen darfst Du es mir nicht, Ehrhard. Versprich es mir. Es ist meine letzte Bitte an Dich."

Ehrhard kämpfte mit sich.

„Wenn es Deine letzte Bitte wäre", sagte er dann. „Aber denken wir nicht daran."

„Wir müssen daran denken. Und so gieb mir Dein Versprechen, Deine Hand."

Ehrhard reichte stumm dem Freunde die Hand.

„Ich danke Dir", sagte Ewald, und er fuhr fort:

„Der Inhalt meines Testaments ist Dir bekannt. Du wirst über seine Vollziehung wachen. Esther Rosenstein und ihr Kind werden eine gesicherte Existenz haben. Ich habe dem Testamente in den letzten

Tagen ein Codicill hinzugefügt. Ich dachte an Dich."

„An mich?" fragte Ehrhard.

„An Dich und Sophie. Ich hatte eine lange Reise vor — eine andere als die, auf die ich jetzt gefaßt bin, aber gleichfalls, um nicht zurückzukehren. Da dachte ich an Euch. Ich habe die Kopie bei Rebekka Martell zurückgelassen. Sie sollte es dem General von Branden übergeben. Ihn und Emma bat ich um Erfüllung meiner letzten Wünsche für Euch."

Ehrhard sagte nichts, antwortete nichts. Er wußte, was es war.

Ewald fuhr fort:

„Ich komme zu meiner Bitte, die ich für mich an Euch habe. Wenn ich falle, so ist Dein nächster Weg zu Sophie. Ihr beide fahrt zu Emma. Ihr beide bringt ihr die Nachricht meines Todes. Sophie wird ihr sagen, daß er nothwendig war; Du wirst ihr Alles mittheilen, was sich von dem Augenblicke unseres Zusammentreffens hier bis zu meinem letzten Worte begeben hat. So werdet Ihr beide sie trösten. Saget ihr, ich lasse Sie bitten, stark zu sein, sich an ihrem braven Manne aufzurichten, und —. Das ist meine Bitte an Euch. Versprich mir noch einmal, sie zu erfüllen."

Ehrhard reichte noch einmal stumm dem Freunde die Hand. Man sah ihm an, wie jedes Wort, das er hätte sprechen wollen, von schmerzlichem Schluchzen ihm wäre erstickt worden.

Auch Ewald schien der Schmerz überwältigen zu wollen.

„Gute Nacht, Ehrhard!“ konnte er nur noch sagen.

Er begab sich rasch in sein Schlafgemach.

In den drei Zimmern der drei Freunde wurde es still.

Drüben in dem Zimmer der Herren von Wangern tranken und lachten und sangen sie noch.

Am anderen Morgen gegen halb sechs Uhr stand der Gastwirth zum Rosenthal vor seiner Hausthür.

Er schaute mit einem halb verdrießlichen und halb bedenklichen Kopfschütteln zu den Bergen hinauf, die sich dem Hause gegenüber erhoben und in längerer Kette an dem Thale sich hinzogen.

Nicht weit von ihm lag seine Frau in einem Fenster. Sie sah mit blassem Gesichte in das bedenkliche Gesicht ihres Mannes.

„Hörst Du noch nichts, Vater?“ fragte sie ihn.

Sie konnte, wenn etwas zu hören war, es eben so gut wahrnehmen, wie er.

„Gar nichts!“ antwortete er.

Er fuhr fort, nach den Bergen zu schauen und zu horchen.

Sie sah nun wieder auf seine bedenkliche Miene.

Es blieb überall still.

„Es ist hoffentlich nichts, Vater“, sagte die Frau. „Du hattest Dich geirrt.“

„Ich hatte mich nicht geirrt, Mutter“, war die Antwort.

„Man hätte längst etwas hören müssen!“ meinte die Frau.

„Und warum?“ fragte der Wirth.

„Warum? Nun, man will doch nicht gern lange in der Todesangst sein, wenn Du Recht hättest.“

„Recht habe ich, Mutter!“

Der Wirth horchte wieder.

Die Frau mußte ihre innerliche Angst durch Sprache zu verscheuchen suchen.

„An dem schönen Morgen! Die Gottessonne steht so klar am Himmel. Die Vögel singen so lustig in dem grünen Gebüsch ihr Morgenlied. Alle Kreatur freuet sich des Lebens. Und da sollten die hinausgezogen sein, sich zu morden?“

„Und doch ist es so, Mutter. Es kann nicht an-

ders sein. Von den verschiedenen Seiten kamen sie gestern Abend in der nämlichen Viertelstunde her. Die Einen fragten nach den Anderen. Sie hatten sich hierher bestellt. Und was konnten sie hier wollen? Zusammen kamen sie nicht. Jeder Theil blieb in seinen Zimmern. Nur Einer ging hin und her. So bestellen Freunde sich nicht an einen dritten Ort. Sie haben einen Streit auszumachen durch Blut. Darum haben sie auch den Doctor bei sich. Und wie verließen sie gleich nach fünf das Haus! Jeder Theil ging für sich allein; der eine fünfzig Schritt hinter dem anderen. Kein Theil sprach mit dem anderen. Der Doctor ging mitten zwischen ihnen inne; seinen Mahagonikasten unter dem Arm. Es war sein Verbandkasten; ich kenne die Dinger. Die Anderen trugen auch ihre Kasten; ihre Waffen, die Pistolen waren darin. So verschwanden sie still in den Bergen. Wie sie fort waren, zogen die Kutscher die Wagen aus der Remise und die Pferde aus den Ställen, spannten an und fuhren aus der Bergpforte hinaus. Dort halten sie noch. Wenn es vorbei ist, sind sie in zehn Minuten an den Wagen und fort. Die Zeche bezahlten sie, ehe sie gingen. Nur Einen werden sie zurücklassen, den eine Kugel getroffen habe. Ist es ein Todter, so werden die Gerichte uns die Leiche in das Haus

bringen. Ist er am Leben geblieben, so wird der Doctor mit ihm sein."

Die Frau im Fenster schüttelte sich vor Angst.

„Vater, wie kannst Du Einem grausig machen!"

„Gieb Acht, Mutter, es wird so kommen."

„Wie viele von ihnen mögen sich denn schießen wollen?" fragte die Frau.

„Ich denke, an Zweien ist es genug."

„Und welche Zwei wären es?"

„Von der einen Partei kann es nur einer der beiden Brüder sein; welcher aber, mag Gott wissen; sie sehen Beide wie ein paar Taugenichtse aus."

„Und wer der Andere?"

„Ich denke mir, es ist der Herr von Kuhn, der schon einmal hier war, im Frühling. Die beiden Taugenichtse müssen mit ihm angebunden haben. Er sieht so still und ordentlich aus."

„Vater, soll ich Dir etwas sagen?" sagte die Frau.

„Nun, Mutter?"

„Den Herrn von Kuhn werden sie todt schießen. Gieb Du Acht."

„Warum sollte gerade er es sein müssen?"

„Weil er eben ein so braver und stiller —"

„Herr des Himmels!" schrie die Frau auf.

In den Bergen gegenüber fiel in einiger Entfernung ein Schuß.

Die Frau flog vor Schrecken aus dem Fenster in das Zimmer zurück.

Der Wirth war leichenblaß geworden.

Er horchte fast zitternd, was weiter kommen werde.

Es blieb still nach dem Schuß. Es folgte kein zweiter. Man hörte kein Rufen kein Sprechen, kein anderes Geräusch.

„Was ist das?“ fragte sich der Wirth. „Warum fällt kein zweiter Schuß? Hat der erste schon seinen Mann getroffen?“

Die Angst hatte seine Frau an das Fenster zurückgeführt.

„Hörst Du nichts mehr, Vater?“

„Nein!“

„Was ist es denn?“

„Es wird wohl Einer erschossen sein!“

„Der Herr von Kuhn, Vater?“

„Mutter, wie kannst Du das hier wissen?“

„Ja, ja, er ist es sicher! Die guten Menschen —“

„Still, Mutter, da kommt etwas!“

Am Saume des Berges entlang kamen Menschen näher. Das Gebüsch verbarg sie. Sie schienen sich geflissentlich zwischen dem Buschwerk zu halten.

„An der Bergpforte müssen sie heraus kommen“, sagte der Wirth.

An der Bergpforte kamen sie heraus, zum Vorschein.

„Siehst Du?“ schrie die Frau auf.

Die beiden Herren von Wangern eilten auf die Bergpforte zu, verschwanden durch diese.

Jenseits der Pforte hielten die Wagen.

Im Momente nachher hörte man einen von diesen eilig fortfahren.

„Die Frau hat Recht gehabt!“ sagte sich der Wirth.

Ein neuer Schritt kam von dem Saume der Berge her.

Der lange Referendarius stürzte auf das Wirthshaus, auf den Wirth zu.

„Vier Mann mit einer Tragbahre!“ rief er.

Er war blaß, wie der Wirth und die Wirthin.

„Der arme, brave junge Herr!“ jammerte die Wirthin.

„Ist er todt?“ fragte der Wirth.

„Zum Teufel“, rief der lange Referendarius. „Schaffen Sie die Menschen mit der Bahre her, und fragen Sie nachher.“

Der Wirth eilte in das Haus.

Der Herr Helm hatte sich athemlos gelaufen; er

mußte sich auf eine Bank vor dem Hause setzen, um Luft zu schöpfen. Seine Thränen rannen ihm zwischen dicken Schweißtropfen über das Gesicht.

„Ist der arme Herr todt?“ fragte ihn die Frau durch das Fenster.

„Ich bin kein Doctor!“ fuhr Helm sie an, mochte es passen oder nicht.

Der Wirth hatte sich beeilt.

Er kam mit einer Tragbahre und drei Knechten zurück.

„Den vierten Träger mache ich“, sagte er.

„Ich kann ihn selbst machen“, fuhr Helm auch ihn an. „Bleiben Sie hier, und sorgen Sie für Alles. Ihre Frau ist schon eine halbe Leiche.“

„Wofür soll ich sorgen?“ fragte der Wirth.

„Zum Teufel, wofür sorgt man, wenn man noch nicht weiß, ob Einer todt ist, oder nicht. Folgt mir, Ihr Leute!“

Helm eilte mit den drei Knechten und der Tragbahre in die Berge zurück.

„Das ist ein gräulicher Mensch, Vater“, sagte die Frau. „Warum konnten sie den nicht todtschießen?“

„Sorgen wir, Mutter!“ sagte der Wirth. „Sie werden Allerlei gebrauchen, wenn der arme Mensch noch lebt, Leinwand zu Compresse, warmes Wasser,

Spiritus. Schaffe es herbei. Ich hole unterdeß unsere Hausapotheke.“

Er ging weiter in das Haus.

„Der Todte braucht nichts mehr!“ sagte er im Gehen für sich.

Auf dem Platze vor dem Wirthshause war Niemand mehr.

Rings umher war es still.

Nur die Vögel sangen in dem Gebüsche der Berge. Sie sangen fröhliche Morgenlieder, der Sonne entgegen, die höher über die Berge emporstieg.

In dem hellen Scheine der Sonne, unter dem fröhlichen Gesange der Vögel kam aus dem Gebüsche des Berges langsam ein Trauerzug hervor.

Vier Männer, Helm und die drei Knechte des Wirthshauses, trugen eine Bahre.

Ewald Kuhn lag auf ihr. Der Körper war bis an das Gesicht mit einem Mantel bedeckt. Das schneeweiße Gesicht war zu der Brust hinunter gesenkt. Die Augen waren geschlossen. So lag die ganze Gestalt bewegungslos.

Zur Seite der Bahre ging der Regierungsrath Ehrhard, das schmerzvolle Gesicht nicht von dem geliebten Freunde verwandt, den seine nassen Augen fragte: „Ist denn dieses edle Leben wirklich entflohen?

Wirst Du nie wieder aufwachen, Du theurer, theurer Freund?“

Hinter der Bahre schritt sorgenvoll der Arzt.

Sie begaben sich in das Wirthshaus.

Die Bahre mit dem Todten oder Verwundeten wurde in ein Zimmer gebracht, vorüber an den bleichen, stummen Hausbewohnern.

Der Wirth und die Wirthin hatten hineingeschafft, was nach ihrer Meinung der Arzt bedürfen konnte. Der Arzt warf einen Blick darauf, schien zufrieden zu sein.

„Euch Drei gebrauche ich nicht!“ sagte der Doctor zu den Knechten.

Sie mußten das Zimmer verlassen.

„Sie Beide werden hier bleiben“, sagte er zu Ehrhard und Helm.

„Herr Wirth“, sagte er dann zu dem Wirthe, „können Sie etwas aushalten? Ich meine, im Ansehen und Anhören.“

„Ich denke, Herr Doctor.“

„So bleiben Sie auch hier.“

„Und nun, Herr Wirth, schließen Sie die Thür zu. Wir haben eine schwere Arbeit vor, in der wir nicht gestört werden dürfen.“

Es war fast eine Stunde verflossen, als die Thür sich wieder öffnete.

Helm trat heraus. Man sah ihm die völlige Erschöpfung an. Er ging gebückt, sein hageres Gesicht war zum Entsetzen eingefallen; die Augen waren ihm wie verglaset.

Er wankte zu der Küche, in der er leise sprechen hörte.

Die Wirthin war mit einer Magd darin.

„Frau Wirthin, geben Sie mir einen Schoppen Wein.“

„Ist er todt?“ rief die Frau. „Ich sehe es Ihnen an.“

„Geben Sie mir einen Schoppen Wein. In einem Schoppenglase!“

Die Frau brachte ihm ein mit Wein gefülltes Schoppenglas.

Er leerte es in einem Zuge.

„Er lebt!“ sagte er dann.

„Und er wird am Leben bleiben?“

„Fragen Sie den lieben Gott. Das steht in seiner Hand.“

„Wünschen Sie sonst noch etwas?“ fragte die mitleidige Frau.

„Nein. Aber, weil Sie nichts weiter wünschten und fragten, so will ich Ihnen noch etwas erzählen:"

Die Frau sah ihn mit brennender Neugierde an.

Er nahm sich einen Küchenstuhl, setzte sich und erzählte.

„Also! Wir verließen heute früh um fünf Uhr das Haus und suchten uns drüben in dem Berge einen vernünftigen Platz, auf dem zwei von uns sich recht unvernünftig todtschießen könnten, wenigstens der eine von ihnen den anderen."

Die Frau unterbrach ihn.

„Es war der Herr von Kuhn und der älteste der beiden Brüder?"

„Richtig, Frau Wirthin! Ich gratulire Ihnen zu Ihrem Scharfblick. Also, den Platz fanden wir, nachdem wir eine Weile gesucht hatten, und die Beiden schossen sich dann auch."

„Konnten sich die beiden Herren denn gar nicht versöhnen?" fragte die Frau.

„Es wollte nicht gehen."

„Der Andere, der von den beiden Brüdern, wollte wohl nicht?"

„Diesmal hat Ihr Scharfblick Sie verlassen, Frau Wirthin. Er wollte wohl, obgleich er sich gestern

Abend Courage zugetrunken hatte. Aber Ewald Kuhn wollte nicht."

„Er wollte wohl den Anderen todtschießen?"

„Nein, Frau Wirthin, er wollte von dem Anderen todtgeschossen werden."

„Das ist ja erschrecklich."

„Für ihn war es das nicht."

„Aber warum denn, Herr —?"

„Helm ist mein Name, Frau Wirthin."

„Um des Himmelswillen, warum denn, Herr Helm?"

„Frau Wirthin, es giebt Menschen, die sich nun einmal in den Kopf gesetzt haben, nicht mehr leben zu wollen."

„Das sind ja unglückliche Geschöpfe!"

„Die glücklichsten sind sie nicht. — Die beiden schossen sich also. Jeder konnte, sobald los! kommandirt war, zuerst schießen. Jeder konnte auf seinem Platze stehen bleiben, oder auf den Anderen zugehen. Und nun passen Sie auf, Frau Wirthin. Wir Anderen hatten Alle vergeblich versucht, eine Versöhnung unter den Beiden zu Stande zu bringen. Ewald Kuhn hatte immer nur das eine Wort: Nein. Da gaben wir ihnen zuletzt die Pistolen in die Hand. Sie stellten sich damit Jeder auf seinen Platz. Los! wurde

kommandirt. Sie legten die Pistolen auf einmal an. Der Herr von Wangern — na, nun wissen Sie einmal den Namen — der Herr Cäsar von Wangern also blieb fest auf seinem Platze stehen und konnte um so richtiger zielen. Mein armer Freund Ewald ging voran, als wenn er dem Anderen gerade in die Mündung des Pistoles hinein gehen wollte. Und er selbst zielte nicht; er hatte seine Waffe nur aufgehoben, weil es so sein müsse. Er will sterben; er wird sterben! sagte ich mir. Mich überlief es heiß und kalt. Ich meinte, ich müsse dazwischen springen. Da fiel ein Schuß. Mein armer Freund fiel, lag am Boden, sein rothes Blut floß in Strömen in das grüne Gras."

Der lange Referendarius mußte eine Pause machen. Seine eigene Erzählung hatte ihn ergriffen.

„Erzählen Sie weiter, Herr Helm", drängte ihn nach einer Weile die neugierige Wirthin.

Helm erzählte weiter:

„Er lag in seinem Blute, Frau Wirthin, hatte die Augen geschlossen, gab keinen Laut von sich, rührte sich nicht. Wir stürzten zu ihm. Er ist todt! riefen wir.

„Der Doctor war zu ihm niedergekniet, untersuchte ihn.

„Noch lebt er!

„Wird er am Leben bleiben, Doctor?

„Das steht in Gottes Hand! sagte auch der Doctor.

„Die Kugel war durch die Brust gegangen, oben, dicht am Halse, zwischen den Schulterknochen stecken geblieben.

„Die beiden Herren von Wangern nahmen Reißaus.

„Wir Anderen halfen dem Doctor, den Verwundeten in eine bessere Lage zu bringen.

„Haben Sie Hoffnung, Doctor?

„Wenige!

„Er trug mir dann auf, eine Tragbahre zu holen. Wir brachten den Verwundeten hierher. Der Arzt konnte ihn hier sorgfältiger, sicherer untersuchen. Die Lunge war verletzt, nicht zu bedeutend, sagte zweideutig der Arzt. Die Schulterknochen waren zerschossen, aber sie heilen wieder aneinander, sagte der Arzt, wenn die Kugel heraus ist. Auf die Kugel kam Alles an. Sie steckt noch zwischen den Knochen; sie war fest eingekeilt. Sie konnte nur unter großer, gewaltsamer Anstrengung herausgenommen werden. Der Verwundete konnte jeden Augenblick unter der Operation sterben. Das waren angstvolle Viertelstunden,

Frau Wirthin! Nun, es glückte. Geben Sie mir noch einen Schoppen, Frau Wirthin!"

Die Wirthin gab ihm noch einen Schoppen.

Sie hatte dann noch eine Hauptfrage.

„Nun sagen Sie mir, Herr Helm, worüber war denn der Streit zwischen Beiden gekommen?"

„Ueber ein Bild, Frau Wirthin", antwortete der Herr Helm.

„Blos über ein Bild?"

„Blos über ein schlechtes einfältiges Bild, das der Eine zerreißen und der Andere den Leuten zeigen wollte."

„Darum —?"

„Ja, Frau Wirthin, darum Räuber und Mörder! Oder auch darum Edelmann und ein Mann von Ehre. Aber da geht die Thür auf. Ihr Mann kommt heraus und ich muß wieder hinein."

Ende des dritten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane

aus dem Verlage von **Ernst Julins Günther** in **Leipzig.**

Die Türken in München.

Roman

von

Herman Schmid.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 6 Mark.

Concordia.

Eine deutsche Kaisergeschichte aus Bayern

von

Herman Schmid.

5 Bände. Preis 13 Mark 50 Pf.

Verflossene Stunden

Novelle

von

S. Junghans.

1 Band. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Mark 25 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß

von

August Becker.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 12 Mark.

Der neue Abälard.

Roman

von

Julius Grosse.

2 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 5 Mark 25 Pf.

Offene Wunden.

Novellen

von

Julius Grosse.

Inhalt:

Graziana. — Die neue Hagar. — Lorbeer und Myrte.

3 Bände. 8°. Eleg. broch. Preis 7 Mark 50 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Johannes Scherr:

Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Dritte, neu durchgesehene Auflage.

2 starke Bände. Elegant. broschirt 9 Mark.

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 3 Mark.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

6 Bände. Preis pro Band 4 Mark 50 Pfg.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Christoph Pechlin.

Eine internationale Liebesgeschichte

von

Wilhelm Raabe.

2 Bände. Eleg. brosch. Preis 8 Mark.

Meister Autor

oder

Die Geschichten vom versunkenen Garten.

Von

Wilhelm Raabe.

1 Band. Eleg. broch. Preis 4 Mark 50 Pf.

Das Hintergebäude.

Eine Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

1 Band. Preis 2 Mark 50 Pf.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Fall von Konstanz.

Roman

von

Otto Müller.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 12 Mk.

Der Majoratsherr.

Roman aus der Gegenwart

von

Otto Müller.

3 Bände. Eleg. broch. 10 Mk. 50 Pf.

Die Jagd nach dem Glücke.

Roman

von

F. C. Schubert.

3 Bände. Eleg. brosch. Preis 10 Mk. 50 Pf.

Neue Romane aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Leben, Ein edles. Von d. Verf. v. „John Halifax“. Autoris. Ausgabe. Zweite Auflage. 1 Bd. Preis 4 Mark.

A. Mels, Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. 2 Abthlgn. 9 Bände. Preis 24 Mark.

Louise Mühlbach, Frauenherzen. Zwei Novellen. 2 Bde. Preis 9 Mark.

Louise Mühlbach, Protestantische Jesuiten. Historischer Roman. Erste u. zweite Abth. 6 Bände. Preis 15 Mark.

Oliphant, Innocenzia. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. 10 Mark.

Ouida, Pascarèl. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis 12 Mark.

James Payn, Gewonnen — nicht umworben. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis 8 Mark.

James Payn, Cecil's Stelldichein. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis 6 Mark.

Wilhelm Raabe, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2 Bde. Preis 8 Mark.

Wilhelm Raabe, Meister Autor. 1 Bd. Preis 4 M. 50.

Charles Reade, Der Kampf um's Dasein. 4 Bde. Preis 13 Mark 50 Pfg.

Hermann Riotte, Der moderne Diogenes. 2 Bde. Pr. 6 M.

Victor Rydberg, Der letzte Athenienser. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis 12 Mark.

Johannes Scherr, Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Dritte Aufl. 4 Thle. in 2 Bden. Preis Mark 9.

Johannes Scherr, Werther Graubart. (Ergänz. des Michel.) Preis 1 Mark.

Johannes Scherr, Novellenbuch. Bd. 1 bis 8. Preis pro Band von ca. 25 Bogen Mark $4^1/_2$.

Inhalt:

Band 1 u. 2: Schiller. Kulturhistor. Novelle
„ 3 : Rosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.
„ 4 : Die Tochter der Luft.
„ 5 : Nemesis.
„ 6 : Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Raphael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen.
„ 7 u. 8: Die Pilger der Wildniß. Kulturhist. Novelle.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Josef Schlickenrieder
Buchbinderei
München.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Die Generalin Roman

Bd.: 3. Band

Leipzig 1877
P.o.germ. 1442 ubi-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11359915-0